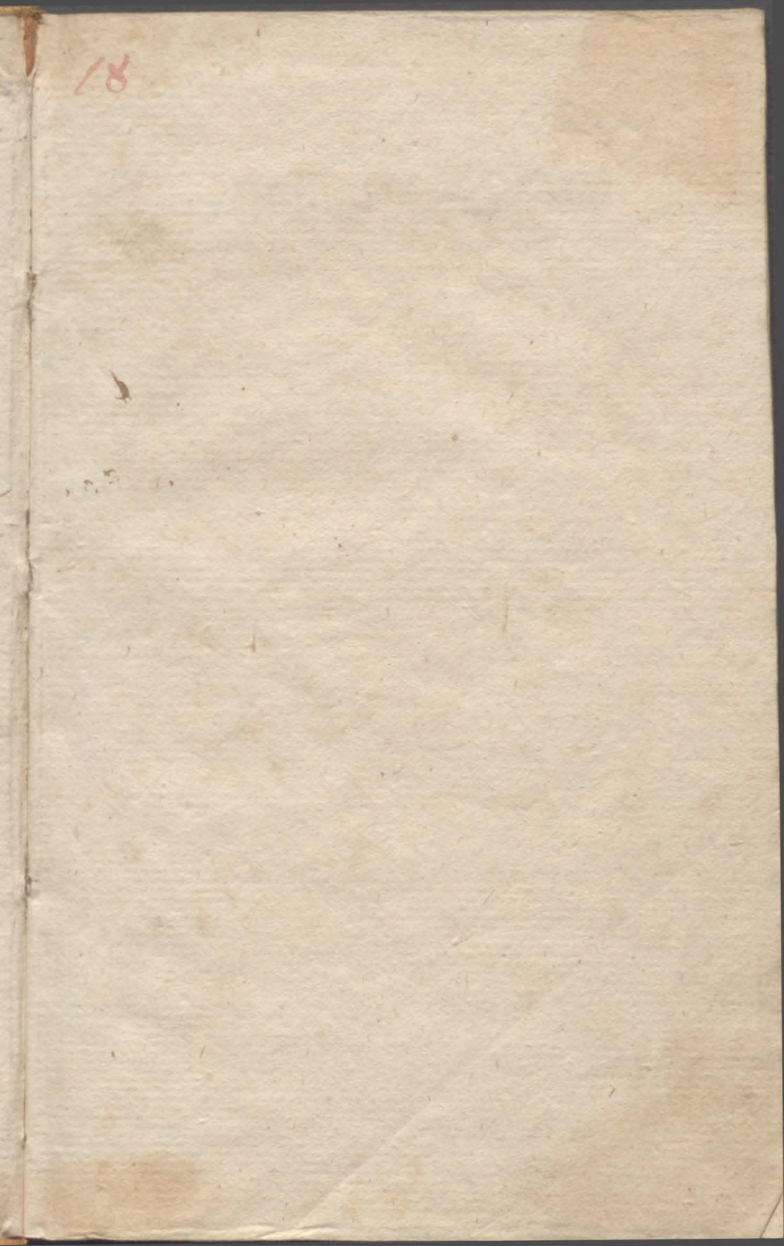
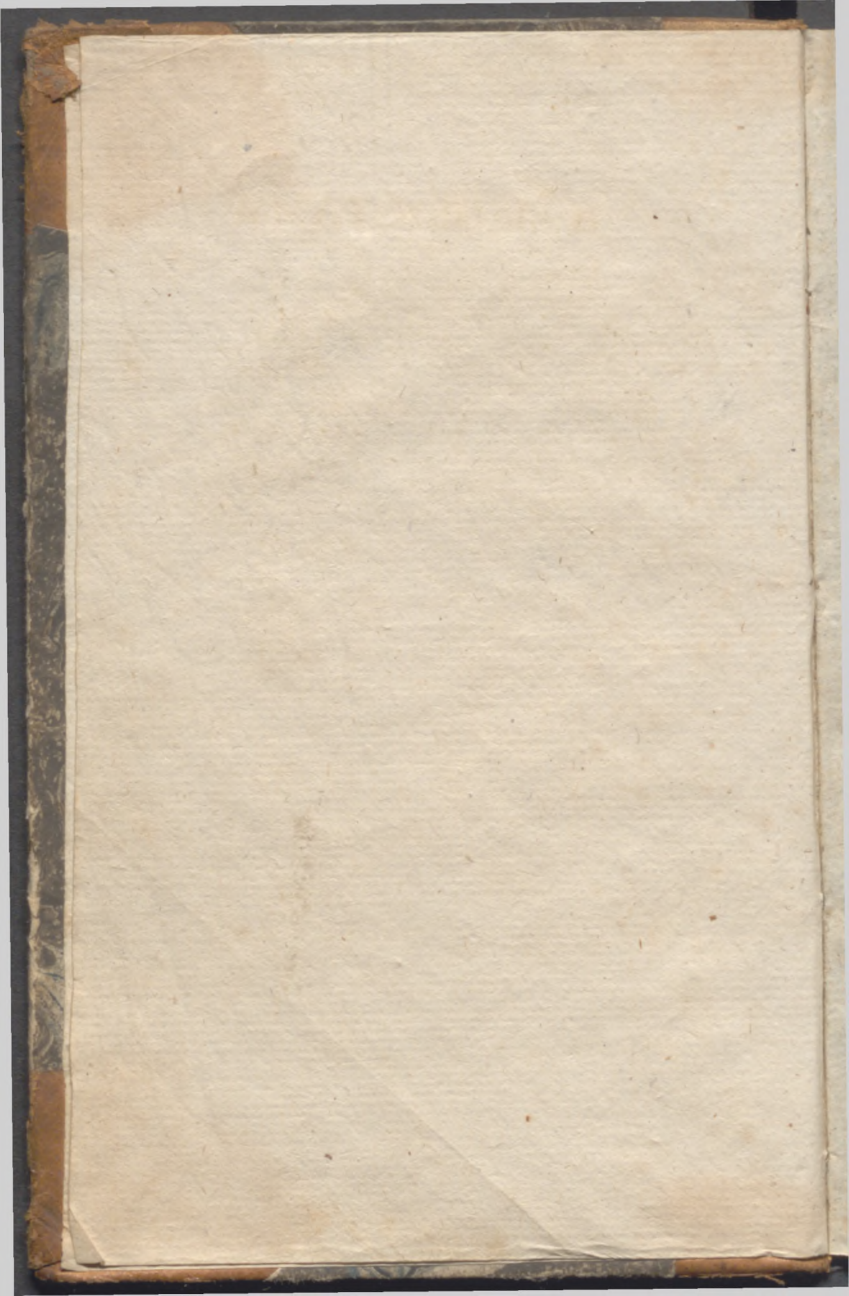

Ueber
Immanuel
Kant.
3.

14. c.

Lese-Gesellschaft
des Gymn. zu Zittau
1824.





Ueber

Immanuel Kant.

Dritter Band.

Immanuel Kant
in
seinen letzten Lebensjahren.

Ein Beitrag zur Kenntniß
seines
Charakters und seines häuslichen Lebens
aus
dem täglichen Umgange mit ihm,

von

E. A. Ch. Wasianski.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1804.

Immanuel Kant
in
seinen letzten Lebensjahren.

Ein Beytrag zur Kenntniß
seines
Charakters und häuslichen Lebens
aus
dem täglichen Umgange mit ihm,

von
E. A. Ch. Wasianski,
Diakonus bey der Tragheimschen Kirche in
Königsberg.

Königsberg,
bey Friedrich Nicolovius,
1804.





Immanuel Kant, ordentlicher akademischer Lehrer der Logik und Metaphysik zu Königsberg, war nicht allein seinem Zeitalter verehrungswürdig, sondern wird auch bey der spätesten Nachwelt unvergeßlich bleiben und in dem Verzeichnisse großer Männer unstreitig seinen Platz behaupten. Man mag ihn als Gelehrten, mit Hinsicht auf den großen Reichthum seiner erworbenen Kenntnisse in den mehresten Fächern der oft so sehr verschiedenen Wissenschaften; oder als Selbstdenker, mit Rückblick auf die Anzahl und Gründlichkeit seiner herausgegebenen Werke; oder als Mensch, in Absicht auf seinen wahrhaft edeln, großmü-

thigen, menschenfreundlichen und doch so bescheidenen Charakter; oder endlich als Freund und Gesellschafter mit Rücksicht auf seinen feinen, gefälligen, angenehmen, unterhaltenden und humanen Umgang betrachten, so muß er Jedem, den Eifersucht und Selbstliebe nicht blenden, oder Animosität und Partheylichkeit in seinem Urtheil über ihn nicht mißleiten, ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung bleiben. Was ihn als Gelehrten und Selbstdenker betrifft, so wird es nicht an Männern fehlen, die ihn von diesen Seiten nach Verdienst zeichnen werden. Alles Große begeistert, zieht jeden, der Sinn fürs Wahre und Gute hat, unwiderstehlich an sich, läßt ihn mit Wohlgefallen bey ausgezeichneten, hervorragenden Gegenständen verweilen und erlaubt nicht, die erregten Empfindungen in sich zu verschließen; die volle Brust fühlt den Drang sich mitzutheilen, und giebt reichlich und gern Alles hin, was sie empfing, um Theilnehmer

zu gewinnen. Gewiß wird dieses auch bey Kant der Fall seyn, dessen Tod man nicht einmal abwartete, sondern von dem man schon bey seinem Leben eine Biographie herausgab, von der ich nicht entscheiden mag, ob Kant mit ihr habe zufrieden seyn können, oder ob seine Verehrer das in ihr gefunden haben, was sie wünschten. Alle seine Freunde wissen aber, daß er bey der davon erhaltnen Nachricht sich sehr unwillig darüber äußerte.

Bey der Darstellung Kants, als Gelehrten und Selbstdenker, sind die Besorgnisse vor dem Verzeichnen des Gemähldes nicht so erheblich, indem seine Schriften eine sehr ergiebige Quelle sind, aus der sein Biograph schöpfen kann. Ist dieser vertraut mit dem Fache, dem Kant sich widmete; strebte er selbst, die ersten Gründe des menschlichen Wissens zu erforschen; zeichnet er sich als Selbstdenker aus; ist er unpartheyisch genug, Kants Verdienste um die Wahrheit anzuerkennen; kennt er die Vor-

arbeiten des Zeitalters, in dem Kant sich ausbildete, und vermag er den Umfang des menschlichen Wissens zu würdigen; so darf man nicht befürchten, daß ihm das Gemählde des großen Gelehrten und seltenen Selbstdenkers mißrathen werde. Ganz anders verhält es sich mit dem Charakter, mit der Denk- und Handlungsart eines merkwürdigen Mannes und Schriftstellers. Seine Schriften enthalten oft nur schwache Spuren davon, und wer kann dafür bürgen, daß Verstand und Herz nicht im Widerstreit mit einander gestanden haben? Wer weiß nicht, daß Schriftsteller oft das Gute vortreflich darstellen und doch schlecht handeln? Der Charakter eines Menschen kann nur durch sorgfältiges, unpartheyisches, am sichersten aber durch tägliches Beobachten seiner verschiedenen Launen und kleinsten Gewohnheiten entziffert werden. Die anscheinend geringfügigsten können bisweilen viel Licht über einen Mann verbreiten und Fingerzeige auf

seine Originalität geben. Einzelne Aeußerungen sind indessen dazu oft nicht hinlänglich, und nur ihre ganze Summe gestattet, entscheidende und befriedigende Resultate aus ihnen zu ziehen. Gehört dazu aber nicht eine genauere und längere Bekanntschaft, ja ein vertrauterer Umgang, zu dem nicht Jeder gelangen kann? Man muß den Menschen nicht nur in Lagen, wo er es weiß, daß er beobachtet wird, handeln sehen, sondern auch in solchen, wenn er sich ohne Zeugen glaubt und ohne Rücksicht auf Beobachter, sich den natürlichen Ergießungen seines Herzens überläßt. Wie sehr verengt sich nun der Kreis derer, die mit Zuverläßigkeit etwas über den Charakter eines merkwürdigen Mannes sagen können!

Mit der Charakteristik Kants hat es nun eben die Bewandniß, wie man es zum Theil aus den Anekdoten abnehmen kann, die hie und da in öffentlichen Blättern noch bey seinem Leben erschienen, und die zu sichtbar das Ge-

präge der Verstümmelung an sich tragen, weil man sie entweder aus unzuverläßigen Quellen schöpfte, oder durch die Tradition vergrößerte, oder weil der Erzähler manchmal seine eignen Einfälle, Denkweisen und Meinungen in sie übertrug. An solchen Charakterzügen Kants wird es auch in der Zukunft nicht fehlen, und höchst vermuthlich wird die gelehrte Welt mit mancher Sammlung derselben beschenkt werden.

Besorgniß vor solchen Erscheinungen und der Wunsch einiger Freunde, etwas ganz Zuverlässiges über Kants letzte Lebensjahre von einem täglichen Augenzeugen zu lesen, haben mich veranlaßt, diese wenigen Bogen aufzusetzen. Ein Vorsatz früherer Zeiten ist es nicht. Als sich aber in den letzten Tagen seines Lebens allerley widersprechende Gerüchte über den großen Mann verbreiteten, die ihn zum Theil verkleinlichten und mich zu mündlichen Berichtigungen nöthigten; so leuchtete es

mir bey meiner genauern Bekanntschaft mit ihm als eine fast unerlaßliche Pflicht ein, meine Beobachtungen und Erfahrungen auch schriftlich mitzutheilen, und dadurch manchen Notizen vorzubeugen, durch die selbst Kants Verehrer hätten getäuscht werden können. Würde es nicht alle seine Freunde kränken, wenn menschliche Schwächen des großen Mannes von unberufenen Anekdotenkrämern als Flecken seiner reinen Seele und seines unbescholtenen Charakters dargestellt werden sollten? Würde der selbstsüchtige Witzling sich nicht vielleicht mit größerer Schadenfreude an den todten Löwen wagen, wenn er gar nicht besorgen dürfte, daß ein Anderer, der Kant genauer beobachtete und kannte, als er, den Ungrund seiner Behauptungen aufdecken könnte?

Vielleicht kann auch eine Darstellung Kants in seiner häuslichen Verfassung, im engen Kreise seiner Vertrauten, als Wirth, im Benehmen gegen seine Dienstbothen, und

selbst, als er schon hinfälliger Greis geworden, zu manchen anthropologischen und psychologischen Betrachtungen Anlaß geben. Ueberdem weiß ich aus Erfahrung, daß besonders Durchreisende sich angelegentlich nach seinen kleinsten Gewohnheiten und häuslichen Verfassungen erkundigten. Alles dieses wird mich hoffentlich rechtfertigen, wenn ich den Mann, der auf der großen Bühne der gelehrten Welt eine Hauptrolle und mit beynahe allgemeinem Beyfalle spielte, ohne alle Schminke und entkleidet von allem Prunk, gleichsam nur in seinem Negligee darstelle. Einen Nachtheil von seinem Auftreten im häuslichen Gewande darf ich wenigstens nicht befürchten, denn er war in jedem liebenswürdig. Gewiß giebt es auch Einige, die Kant näher als blos aus seinen Schriften kennen zu lernen und ihn von mehr als einer Seite dargestellt zu sehen wünschen, um nicht blos den großen Mann, sondern auch den Menschen in seinen Menschlichkeiten kennen

zu lernen. Der Mahler, der die Züge seines Originals sich recht eindrücken will, beobachtet dasselbe unter mehreren Situationen, in verschiedenen Attitüden, übersieht dabey auch die dunklere Seite nicht, um ja alles recht zu zeichnen, und nicht etwa durch Weglassung des Schattens ein widriges chinesisches Gemälde zu liefern, oder durch eine zu starke Auftragung desselben sein Bild zu dunkel und finster zu koloriren.

Auch Kant hatte seine Schwachheitsschatten als Mensch, die aber seinen lichten Seiten nichts von ihrer Klarheit und Sichtbarkeit benehmen konnten und werden. Die mehresten waren nicht seine Schuld, sondern Folgen der menschlichen Natur, wenn sie ein hohes Alter erreicht, denen mithin weder seine Geistesgröße noch der hohe Grad seiner Kraft der Ausbildung, ja selbst seine Herzensgüte nicht den zwar langsamen, aber doch mächtigen Eintritt verwehren konnte. Er hatte 80 Jahre

in seinem Lebenskreis gewandelt; was Wunder also, wenn er im Zirkel endlich an den Punkt zurück kam, von dem er ausgegangen war! Auch in seiner Schwachheit behielt Er, aus dem so manche Strahlen des Lichts sich verbreitet hatten, seinen Glanz, wie die Sonne in der Verfinsterung ihr eigenes Licht, wenn sie es verlohren zu haben scheint, und verlohr ihn nicht wie der abnehmende Mond sein erborgtes Schimmerlicht verliehrt. Weit entfernt etwas einer Biographie von Kant ähnliches zu liefern, sollen diese Blätter seinen Biographen keinen Eintrag thun, sondern sich nur darauf einschränken, das, was andere bey größerer Einsicht, Geschicklichkeit und Kenntniß von Kant doch nicht so genau wissen können, und auch das, was sie von ihm anzuführen, vielleicht unter ihrer Biographen-Würde halten möchten, darzulegen. Dem Gelehrten kann manches von dem, was ich mittheilen will, gleichgültig scheinen, dagegen werden viele seiner ab-

wesenden Freunde, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens nicht sahen, und überhaupt ein Theil des Publikums angelegentlich wünschen, daß auch selbst dies unbedeutend scheinende nicht verlohren gehe. Und wollte ein Biograph mit einer gewissen Selbstverläugnung und Aufopferung seiner höheren Kunst sich auch auf die Anführung specieller Umstände, kleiner Gewohnheiten und Aeußerungen Kants einlassen, wo würde er sie finden, wenn sie ihm nicht einer lieferte, der mit Kant auf dem Fuß gelebt hätte, wie ich es in den letzten Zeiten um ihn zu seyn Gelegenheit gehabt.

Aus diesem Gesichtspunkte wünsche ich daher diese Blätter beurtheilt zu sehen. Ihr Werth besteht in der reinsten und unverfälschtesten Wahrheit, von der keine Schminke, keine Uebertreibung mich ableiten soll, indem ich sorgfältig über mich wachen werde, daß auch wider meinen Willen sich nicht etwas Unwahres einschleiche. Ueberdem schreibe ich vor den

Augen von Männern, deren einige ihn wöchentlich ein- auch mehrmals sahen und mit Scharfblick beobachteten, und deren Rüge unwahre Behauptungen nicht entgehen würden. Aber auch diese werden wissen, daß manche Aeußerungen Kants in den letzten Jahren seines Lebens, und zu verschiedenen Zeiten verschieden ausfielen, und daß er mir Manches mittheilte, was er andern verschwieg.

Interessanter hätte man zwar diese Blätter machen können, wenn man in mancher Anekdote von Kant diesen oder jenen Umstand hätte verschönern oder durch Uebertreibung heben wollen. Allein das Anziehende soll stets der Wahrheit weichen, und lieber mag ersteres als diese fehlen, wenn gleich diese Strenge in Mittheilung der Wahrheit mir nothwendig machen wird, meine stille Zurückgezogenheit zu verlassen, und mehr, als ich wünschte, vor dem Publiko zu erscheinen.

Mancher edle Zug des Herzens Kants,

manche seiner dankbaren Aeußerungen gegen mich, müßten verlohren gehen, wenn ich mich des Sprechens von mir selbst zu sehr enthielte. Verkennen aber würde man mich, wenn man solche Fälle mir für Eitelkeit anrechnen, und sie aus einer kleinlichen Begierde, mich an den großen Mann anzuschließen und bey solcher Gelegenheit etwas von seiner Celebrität zu gewinnen, herleiten wollte. Fern sey das von mir; Kant hatte mir sein Zutrauen geschenkt. Ob ich mich desselben würdig gemacht; ob ich gethan habe, was man in den Umständen, in der Verbindung, in der ich mit ihm zu stehen das Glück hatte, und in einer solchen Lage zu thun schuldig ist, werden Kants noch lebende Freunde beurtheilen. Nach ihren bisherigen Aeußerungen darf ich auf ihren Beyfall rechnen, da ich ihnen ihre Meinung über meine Vorkehrungen abgehört und ihre anwendbare Vorschläge und Verbesserungen, redlich und dankbar befolgt habe.

Nun zur Sache und zuerst die Frage: Wie kam ich an Kant?

Meine Bekanntschaft mit ihm, entstand nicht in seiner letzten Lebenszeit, und mit ihm vertraut zu werden, dazu gehörte mehr, als Ein Jahrzehend. In den Jahren drey oder vier und Siebenzig (genau weiß ich es nicht) wurde ich sein Zuhörer und später hin sein Amanuensis; durch welches letztere Verhältniß ich dann auch mit ihm in eine nähere Verbindung kam, als seine übrigen Zuhörer. Er gestattete mir unentgeltlich ohne meine Bitte das Besuchen seines Hörsaals. Im Jahr 1780 verließ ich die Akademie und wurde Prediger. Ob ich nun gleich in Königsberg blieb, so schien ich doch von Kant in meiner neuen Kleidung wo nicht ganz vergessen, so doch wenigstens nicht mehr gekannt zu seyn. Im Jahre 1790 traf ich wieder mit ihm auf der Hochzeit eines der hiesigen Professoren zusammen. Bey Tisch unterhielt Kant sich

mit

mit der ganzen Gesellschaft; als aber nach dem Essen Jeder sich einen Gesellschafter zum Gespräch wählte, setzte er sich freundschaftlich zu mir und sprach mit mir über meine damalige Liebhaberey, die Blumistik, mit vieler Sachkenntniß, und zeigte mir zu meinem größten Befremden eine vollkommne Bekanntschaft mit meiner ganzen Lage; erinnerte sich dabey der frühern Zeiten, äußerte seine wohlwollende Theilnahme an meiner Zufriedenheit mit meinen Umständen und zugleich den Wunsch, daß, wenn es meine Zeit erlaubte, ich ihn bisweilen zum Mittage auf seine Einladung besuchen möchte. Als er bald darauf die Gesellschaft verlassen wollte, schlug er mir vor, daß ich, da ich Einen Weg mit ihm zu machen hatte, mit ihm nach Hause fahren möchte. Ich nahm diesen Vorschlag an, begleitete ihn, wurde in der nächsten Woche zu ihm eingeladen, und mußte zugleich bestimmen, welcher Tag in der

Woche für mich der bequemste sey, seine ferneren Einladungen anzunehmen. Unerklärbar war mir Kants zuvorkommendes Benehmen gegen mich. Anfangs vermuthete ich, daß irgend einer meiner gütigen Freunde ihm mehr Gutes von mir gesagt hätte, als ich verdiene; aber die spätere, in seinem Umgange gemachte Erfahrung, belehrte mich, daß er sich oft nach dem Befinden seiner ehemaligen Zuhörer erkundigte und sich herzlich freute, wenn es ihnen wohlging. Er hatte also auch mich nicht ganz vergessen.

Diese erneuerte Bekanntschaft mit ihm traf beynahe mit dem Zeitpunkte zusammen, in welchem er seiner häuslichen Einrichtung eine veränderte Gestalt gegeben hatte. Bis dahin hatte er an einer Table d'hote gegessen; jetzt fing er seine eigene Haushaltung an und lud täglich zwey seiner Freunde, und bey irgend einer kleinen Fete fünf derselben ein; denn er beobachtete die Regel genau, daß seine Tischge-

sellschaft, sich selbst mitgerechnet, nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über die Anzahl der Musen seyn müsse. Ueberhaupt hatte seine ökonomische Einrichtung und besonders sein Tisch etwas Eigenthümliches, Originelles, und in manchen Stücken von der Alltagssitte und dem Zwange des gewöhnlichen konventionellen Tons abweichendes, doch ohne Vernachlässigung des Wohlstandes, der wohl bisweilen in Gesellschaften, worin Damen fehlen, etwas zu leiden pflegt. — Wenn das Essen in Bereitschaft war, trat Lampe, die Thüre mit einem gewissen Tempo öffnend, mit den Worten ins Zimmer, „die Suppe ist auf dem Tische." Diesem Zuruf wurde schnelle Folge geleistet, und der auf dem Wege nach dem Speisezimmer gewöhnliche Diskours über die Witterung des Tages, wurde beym Anfange des Tisches noch fortgesetzt. Von den wichtigsten Ereignissen des Tages, von Siegen und selbst von Friedensschlüssen durfte nicht

eher, als am Tische gesprochen werden. Kant ging mit den Gegenständen der Unterhaltung haushälterisch um und mochte gern einen nach dem andern debattirt sehen. Seine Studirstube war nie der Ort, wo über politische Gegenstände gesprochen wurde. So bald er sich aber an den Tisch gesetzt hatte, sah man es ihm ganz deutlich an, daß er sich nach der vielen Arbeit und Anstrengung auf Speisen und Unterhaltung freue.

Das: „Nun meine Herrn,“ wenn er sich auf den Stuhl setzte und die Serviette nahm, zeigte unverkennbar, wie Arbeit die Speisen würze. Sein Tisch war mit drey Schüsseln, einem kleinen Nachtisch und Wein besetzt. Jeder legte sich seine Speisen selbst vor und das sogenannte Komplimentiren dabey war ihm so unangenehm, daß er es fast jedesmal, wiewohl mit Bescheidenheit, rügte. Er empfand es unangenehm, wenn man wenig aß und hielt es für Ziererey. Der erste in der

Schüssel war ihm der angenehmste Gast; denn desto eher kam die Reihe an ihn zum Zulangen. Er suchte jede Verzögerung dabey zu vermeiden; da er schon vom frühen Morgen an gearbeitet und noch nichts bis zum Mittage genossen hatte. Er konnte daher besonders in den letzten Zeiten mehr aus einer Art von Uebelbefinden, als wirklichem Hunger, kaum die Zeit erwarten, bis sein letzter Gast kam.

Der Tag, an dem man bey ihm aß, war ein Festtag für seine Tischfreunde. Angenehme Belehrungen, doch ohne daß er sich das Ansehen eines Lehrers gegeben hätte, würzten das Mahl und verkürzten die Zeit von 1 Uhr bis 4, 5, öfters auch später, sehr nützlich und ließen keine Langeweile zu. Er duldete keine Windstille, mit welchem Nahmen er die etwanigen Augenblicke benannte, in denen das Gespräch minder lebhaft war. Er wußte stets allgemeine Unterhaltung zu schaffen, jedem seine Liebha-

berey abzumerken und mit Theilnahme davon zu sprechen. Vorfälle in der Stadt mußten schon sehr merkwürdig seyn, wenn an seinem Tische ihrer Erwähnung geschehen sollte. Fast nie hatte die Unterhaltung auf Gegenstände der kritischen Philosophie Bezug. Er verfiel nicht in den Fehler der Intoleranz gegen diejenigen, die mit ihm kein gleiches Lieblingsstudium hatten, wie dieses wohl bey manchem andern Gelehrten der Fall seyn möchte. Seine Unterhaltung war populär dargestellt, daß ein Fremder, der seine Schriften studirt hätte, dem er aber von Person unbekannt geblieben wäre, aus seinem Gespräche wohl schwerlich hätte schließen können, daß der Erzählende Kant sey. Lenkte sich das Gespräch auf Gegenstände der Physiologie, Anatomie, oder die Sitten gewisser Völker, wurden dabey solche Dinge erwähnt, die der Leichtsinn wohl zur Schlüpfrigkeit hätte mißbrauchen können, so wurde davon mit einem Ernste gesprochen,

der es verrieth, daß es nicht nur bey ihm der Fall sey sondern daß er es auch von seinen Tischfreunden als sicher voraussetzte: Sunt castis omnia casta.

Bey der Wahl seiner Tischfreunde beobachtete er außer den sonst gewöhnlichen Maximen unverkennbar noch zwey andere. Zuerst wählte er sie aus verschiedenen Ständen; Dienstmänner, Professoren, Aerzte, Geistliche, gebildete Kaufleute, auch junge Studirende, um der Unterhaltung Mannigfaltigkeit zu verschaffen. Zweytens waren seine gesammten Tischfreunde jüngere Männer wie er, oft sehr viel jünger. Er schien bey letzteren die doppelte Absicht zu haben: durch die Lebhaftigkeit des kraftvollern Alters mehr Jovialität und heitere Laune in die Gesellschaft zu bringen, sodann auch so viel als möglich, sich den Gram über den früheren Tod derer, an die er sich einmal gewöhnt hatte, zu ersparen. Bey gefährlichen Krankheiten seiner Freunde

war er daher äußerst besorgt und ging in dieser Aengstlichkeit so weit, daß man hätte glauben sollen, er würde ihren Tod nicht mit Fassung ertragen. Oft ließ er sich nach ihrem Zustande erkundigen, erwartete mit Ungeduld die Krisis der Krankheit und wurde sogar in seinen Arbeiten darüber gestöhrt. So bald sie aber gestorben waren, zeigte er sich gefaßt, beynahe möchte man sagen gleichgültig. Er betrachtete das Leben überhaupt, besonders die Krankheit als einen steten Wechsel, von dem Nachricht einzuholen es der Mühe verlohnte; den Tod aber als permanenten Zustand, von dem Eine Nachricht statt aller hinlänglich sey, wobey sich nun nichts mehr ändern ließe. Auch arbeitete er nun ungestöhrt fort, weil alle seine Besorgnisse ihr Ende erreicht hatten. Der letztern Maxime und Vorsichtsregel bey der Wahl seiner Tischfreunde ungeachtet verlohr er doch manchen derselben durch den Tod. Besonders stark wirkte auf ihn bey aller Fas-

sung der Verlust des Inspektor Ehrenboth's, eines jungen Mannes von durchdringendem Verstande und wahrer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, den er überaus hochschätzte.

Die Gegenstände der Unterhaltung waren größtentheils aus der Meteorologie, Physik, Chemie, Naturgeschichte und Politik entlehnt, besonders aber wurden die Geschichten des Tages, wie sie uns die Zeitungen lieferten, scharf beurtheilt. Einer Nachricht, der Tag und Ort fehlte, sie mochte übrigens so wahrscheinlich seyn, als sie wollte, traute er nie, und hielt sie nicht der Erwähnung werth. Sein weitreichender Scharfblick in der Politik drang sehr tief ins Innere der Ereignisse, so daß man oft eine, mit den Geheimnissen der Cabinette bekannte diplomatische Person, reden zu hören glaubte. Zur Zeit des französischen Revolutionskrieges warf er manche Vermuthungen und Paradoxen hin, besonders in

Absicht auf militärische Operationen, die so pünktlich eintrafen, wie jene seine große Vermuthung, daß es zwischen dem Mars und Jupiter, keine Lücke im Planetensystem gäbe, deren volle Bestätigung er bey Auffindung der Ceres durch Piazzi in Palermo, und der Pallas durch D. Olbers in Bremen noch erlebte. Diese Auffindungen machten große Sensation auf ihn, er sprach oft und viel von ihnen, doch ohne zu erwähnen, daß er dieses schon längst vermuthet hätte. Merkwürdig war seine Meinung: daß Bonaparte nicht die Absicht haben könne, in Aegypten zu landen. Er bewunderte die Kunst desselben, mit der er seine wahre Absicht, in Portugall landen zu wollen, so sehr zu verschleyern suche. Wegen des großen Einflusses Englands auf Portugall betrachtete er dieses Land als eine englische Provinz, durch deren Eroberung England der empfindlichste Streich beygebracht werden könnte, indem dadurch die Einfuhr englischer

Manufakturwaaren in Portugall und die Ausfuhr des Portweins, dieses unentbehrlichen Lieblingsgetränks der Engländer aus Portugall verhindert werden müßte. Gewohnt manche Thatsachen a priori zu demonstriren, bestritt er die Landung in Aegypten auch da noch, als die Zeitungen sie schon als glücklich vollendet ankündigten und hielt dieses Unternehmen für völlig unpolitisch und von keiner langen Dauer. Seine Freunde waren nachgiebig genug, nicht zu widersprechen, und der Erfolg der ganzen Expedition war eine ziemliche Rechtfertigung für ihn. Es wurde über die neusten Erfindungen und Ereignisse debattirt, die Gründe für und wider abgewogen und dadurch das Tischgespräch lehrreich und angenehm gemacht. Kant zeigte sich aber nicht blos als unterhaltenden Gesellschafter, welches er besonders in früheren Jahren ganz vorzüglich war, sondern auch als gefälligen und liberalen Wirth, der als solcher keine größere Freude kannte, als wenn

seine Gäste froh und heiter, an Geist und Leib gesättigt, nach einem Sokratischen Mahle seinen Tisch verließen.

Gleich nach Tisch ging Kant der Regel nach aus, um sich Bewegung zu machen, die ihm bey einer sitzenden Lebensart zur Erhaltung seiner Gesundheit so nothwendig war. Doch nahm er, und das absichtlich, nie einen Gesellschafter bey seinen Spaziergängen mit. Von seinen beyden Ursachen dazu ist die eine leichter zu errathen, als die andere. Er wollte seinen Ideen im Freyen auch frey nachhängen, oder nach Beendigung seiner Unterhaltung mit dem Menschen sich mit irgend einer Beobachtung in der Natur beschäftigen. Die zweyte Ursache ist eigner: er wollte nehmlich blos durch die Nase respiriren, und die atmosphärische Luft nicht so rauh und unerwärmt gerade zu in die Lungen ziehen, sondern sie erst einen weitern Umweg machen lassen. Von dieser Maaßregel, die er allen seinen Freunden em-

pfahl, versprach er sich Vorbeugung des Hustens, des Schnupfens, der Heiserkeit und anderer rheumatischen Zufälle, und das vielleicht nicht ganz ohne allen Erfolg; denn er wurde wenigstens höchst selten von diesen Krankheiten befallen. Auch bey mir hat die gelegentliche, obgleich nicht ängstliche Beobachtung dieser Vorschrift, diese Uebel seltner gemacht. Nach 6 Uhr setzte er sich an seinen Arbeitstisch, der ein ganz gewöhnlicher, durch nichts sich auszeichnender Haustisch war und las bis zur Dämmerung. In dieser dem Nachdenken so günstigen Zeit dachte er dem Gelesenen, wenn es eines besondern Nachdenkens werth war, nach; oder widmete diese ruhigen Augenblicke dem Entwurfe dessen, was er am folgenden Tage in seinen Vorlesungen sagen, oder fürs Publikum schreiben würde. Dann nahm er seine Stellung, es mochte Winter oder Sommer seyn, am Ofen, von welchem er durchs Fenster den Löbenicht-

schen Thurm sehen konnte. Dieser wurde zur Zeit dieses Nachdenkens angesehen, oder das Auge ruhte vielmehr auf demselben. Er konnte sich nicht lebhaft genug ausdrücken, wie wohlthätig seinen Augen der, für dasselbe passende, Abstand dieses Objekts sey. Durch tägliche Ansicht in der Dämmerung mag sein Auge sich daran gewöhnt haben. Als in der Folge im Garten seines Nachbars einige Pappeln so hoch empor wuchsen, daß sie den Thurm bedeckten, wurde er darüber unruhig und gestört in seinem Nachdenken: er wünschte daher, daß diese Pappeln bekappt werden möchten. Zum Glück war der Eigenthümer des Gartens ein gutdenkender Mann, der für Kant Liebe und Hochachtung hatte, und überdem mit ihm in näheren Verbindungen stand; er opferte ihm daher die Wipfel seiner Pappeln auf, so daß der Thurm wieder sichtbar wurde und Kant bey dessen Anblick wieder ungestöhrt nachdenken konnte.

Bey Licht setzte er das Lesen fort bis gegen 10 Uhr. Eine Viertelstunde vor dem Schlafengehen entschlug er sich so viel als möglich alles scharfen Nachdenkens, und jeder auch nur kleine Anstrengung erfordernden Kopfarbeit, um nicht durch sie aufgestöhrt und zu munter zu werden, denn die kürzeste Verzögerung des Einschlafens war ihm höchst unangenehm. Zum Glück begegnete sie ihm selten. Ohne seinen Bedienten kleidete er sich in seinem Schlafzimmer ganz allein aus, doch immer nur in der Art, daß er in jedem Augenblicke, ohne verlegen zu werden, oder bey seinem Aufstehen Andere verlegen zu machen, erscheinen konnte. Dann legte er sich auf seine Madratze und hüllte sich in eine Decke ein; im Sommer in eine baumwollene, im Herbst in eine wollene; beym Eintritt des Winters bediente er sich beyder zusammen und in der strengsten Kälte nahm er eine Federdecke von Eiderdaunen, von welcher der Theil, der die Schultern bedeckt, nicht mit

Federn gefüllt war, sondern aus einem Ansatz von dickem wollenen Zeuge bestand. Durch vieljährige Gewohnheit hatte er eine besondere Fertigkeit erlangt, sich in die Decken einzuhüllen. Beym Schlafengehen setzte er sich erst ins Bett, schwang sich mit Leichtigkeit hinein, zog den einen Zipfel der Decke über die eine Schulter unter dem Rücken durch bis zur andern und durch eine besondere Geschicklichkeit auch den andern unter sich, und dann weiter bis auf den Leib. So emballirt und gleichsam wie ein Cocon eingesponnen, erwartete er den Schlaf. Oft pflegte er zu seinen Tischfreunden zu sagen: Wenn ich mich so ins Bett gelegt habe, so frage ich mich selbst: „kann ein Mensch gesunder seyn, als ich?“ Seine Gesundheit war nicht blos eine gänzliche Abwesenheit alles Schmerzes; sie war die wirkliche Empfindung und der wahre Genuß des höchsten Wohlbefindens; er schlief daher auch sogleich ein. Keine Leidenschaft

machte

machte ihn munter, kein Kummer hielt seinen Schlaf auf, kein Schmerz weckte ihn. Im strengsten Winter schlief er im kalten Zimmer; nur in den letzten Jahren seines Lebens ließ er, auf Anrathen seiner Freunde, sein Schlafzimmer sehr mäßig erwärmen. Er war ein Feind von Allem, was man sich pflegen und zu gut thun nennt. Seine oben erwähnte Decke von Eiderdaunen war Alles, was ihn vor Frost schützte. Nach seiner Aussage wurden höchstens fünf Minuten zu seiner völligen Erwärmung erfordert. Wollte er im Finstern aus irgend einer Ursache sein Schlafzimmer verlassen, welches öfters geschah, so diente ihm ein, jeden Abend von neuem gezogenes, Seil zum sichern Wegweiser zu seinem Bette. Sein Schlafzimmer war Sommer und Winter durch finster: bey Tage und bey Nacht waren die Fenster durch Laden geschlossen, und zwar aus einer ganz eigenen Ursache. Durch einen Fehler im Beobachten war er auf eine besondere Hypothese

über die Erzeugung und Vermehrung der Wanzen gerathen, die er aber für feste Wahrheit hielt. Er hatte nemlich in einer andern Wohnung, zur Abhaltung der Sonnenstrahlen die Fensterladen stets geschlossen gehalten, vergaß aber bey einer kleinen Reise aufs Land, vor seiner Abreise die Fensterladen vorlegen zu lassen, und fand bey seiner Zurückkunft sein Zimmer mit Wanzen besetzt. Da er nun glaubte, vorher keine Wanzen gehabt zu haben, so machte er den Schluß: das Licht müsse zur Existenz und zum Fortkommen jenes Ungeziefers nothwendig erforderlich und die Verhinderung der eindringenden Lichtstrahlen ein Mittel seyn, ihrer Vermehrung vorzubeugen. Wahrscheinlich haben andere Umstände ihn in dieser Meinung bestärkt. Vielleicht hatte eine ohne sein Vorwissen besorgte Reinigung sie vertrieben, und da er in dieser Zeit die Fensterladen wieder sorgfältig verschlossen gehalten, so glaubte er, die nun verschwundenen Insekten durch die Finsterniß

vertilgt zu haben. Auf die Wahrheit seiner Theorie bestand er indessen so fest, daß er jeden Zweifel, so leise, jede Bedenklichkeit, so klein sie auch seyn möchte, übel empfand. Selbst das für jeden Andern so überzeugende Argument: daß zur Zeit seines ersten Dieners sein Bett stark mit jenen Insekten besetzt war, konnte ihm nicht entgegen gestellt werden, weil er geradezu erwiedert haben würde: man habe das Schließen der Laden unterlassen, und das Tageslicht hätte seine schöpferische Macht in Hervorbringung jener Insekten ungehindert äußern können. Nie klagte er über Beschwerden, die diese Thiere ihm zugefügt hätten, und würde, nach gehabter Erfahrung ihres Daseyns, sie vielleicht doppelt unangenehm empfunden haben; wer weiß, hätte dadurch nicht seine Ueberzeugung von der Gewalt des Gemüths auf körperliche Empfindungen in etwas gewankt. Ich ließ ihn bey seiner Meinung, sorgte für Reinigung seines Schlafzimmers und

Bettes, wodurch die Wanzen sich verminderten, obgleich die Laden und Fenster, um frische Luft zu schaffen, fast täglich, wiewohl ohne sein Mitwissen, geöffnet wurden. Er schlief nach der Zeit ruhiger, ohne zu wissen, warum.

Weder in der Nacht, noch bey Tage transspirirte Kant. Vielleicht hatte seine Natur, mehr durch ängstliche, als sorgfältige Vermeidung alles dessen, was Schweiß erregen konnte, sich schon dazu gewöhnt. Auffallend war es aber, daß er in seinem Wohnzimmer eine beträchtliche Wärme ertragen konnte, und sich unglücklich fühlte, wenn nur Ein Grad daran fehlte. Fünf und Siebenzig Grad nach Fahrenheit mußte der unverrückte Stand seines Thermometers in diesem Zimmer seyn, und fehlte dieser im Julius und August, so ließ er seine Stube bis zu dem erforderlichen Standpunkte des Thermometers erwärmen. Im heißen Sommer ging er leicht gekleidet, stets in seidenen Strümpfen, die er nie aufband, son-

dern durch eine eigene künstliche Vorrichtung in gehöriger Lage zu erhalten suchte. In einer, einem Taschenuhrgehäuse ähnlichen, jedoch kleineren Kapsel war in einem Federhause, um welches sich eine Darmsaite, wie die Kette in der Uhr wand, eine Uhrfeder angebracht, deren ziehende Kraft durch ein Gesperr vermehrt oder vermindert werden konnte. An beyden Enden der doppelten Saite waren zwey Häkchen, die auf beyden Seiten jedes Strumpfes eingehakt wurden. Zu den Kapseln selbst waren neben der Uhrtasche, dieser ähnliche kleinere Taschen befindlich, die unten eine kleine Oeffnung hatten, durch welche die Saiten mit den daran befindlichen Häkchen gingen. Wäre diese Einrichtung nicht so originell und deutete sie nicht zugleich auf Kants Ordnungsliebe und die von ihm im Auge gehabte Gesundheitsregel hin, den Umlauf des Bluts durch festgezogene Bänder nicht hemmen zu wollen: so verdiente sie kaum einer Erwähnung. Für Kant wa-

ren diese elastischen Strumpfbänder ein solches Bedürfniß, daß die Unordnung, in welche sie bisweilen geriethen, ihn in Verlegenheit setzte, der ich zum Glück sehr leicht abhalf. Da ihn indessen sein schon erwähnter leichter Anzug im Sommer bey Bewegungen im Freyen doch nicht völlig vor Anwandlungen des Schweißes sichern konnte; so hatte er auch dagegen ein Vorbeugungsmittel in Bereitschaft. Er blieb in irgend einem Schatten und in der Stellung, als wenn er Jemanden erwartete, so lange still stehen, bis die Anwandlung zur Transspiration vorüber war. War aber in einer schwülen Sommernacht nur eine Spur von Schweiß bey ihm eingetreten, so erwähnte er dieses Falles mit einer Art von Wichtigkeit, als eines ihm zugestoßenen widrigen Ereignisses.

Fünf Minuten vor fünf Uhr Morgens, es mochte Sommer oder Winter seyn, trat sein Diener Lampe in die Stube mit dem ernsten militairischen Zuruf: Es ist Zeit! Unter

keiner Bedingung, auch in dem seltenen Fall einer schlaflosen Nacht, zögerte Kant nur einen Augenblick, dem strengen Kommando den schnellsten Gehorsam zu leisten. Oft that er bey Tische mit einer Art von Stolz an seinen Diener die Frage: Lampe, hat er mich in dreyßig Jahren nur an Einem Morgen je zweymal wecken dürfen? „Nein, Hochedler Herr Professor,“ war die bestimmte Antwort des ehemaligen Kriegers. Mit dem Schlage Fünf saß Kant an seinem Theetische, trank, wie er es nannte, Eine Tasse Thee, die er aber in Gedanken und um sie warm zu erhalten, so oft nachfüllte, daß wenigstens zwey, wo nicht mehrere, aus ihr wurden. Dabey rauchte er die Einzige Pfeife für den ganzen Tag mit einem zu diesem Behufe längst gebrauchtem Hut auf dem Kopfe, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß ein glühender Aschkegel, den er mit dem gewöhnlichen Namen eines Holländers belegte, zurückbleiben mußte.

Bey dieser Pfeife überdachte er abermals, wie Abends vorher am Ofen, seine Dispositionen, und ging gewöhnlich um 7 Uhr zu seinen Vorlesungen und von diesen an seinen Schreibtisch. Um $\frac{3}{4}$ auf 1 Uhr stand er auf, rief der Köchin zu: Es ist dreyviertel! Gleich nach der Suppe nahm er einen Schluck, wie er es nannte, der aus einem halben Glase Magenwein, Ungar, Rheinwein, oder auch in Ermangelung jener, aus Bischof bestand. Diesen Wein brachte die Köchin dann herauf. Er ging damit ins Speisezimmer, goß sich ihn selbst ein und umschlug das Glas mit einem Sedetzblatt Papier, um das Verrauchen zu hindern. Seine Tischfreunde werden wissen, daß dieses ein wichtig s Geschäfte für Kant war, das er keinem so leicht anvertrauet hätte, und das daher hier seinen Platz haben mußte. Nun erwartete Kant seine Gäste, auch noch in den spätesten Zeiten seines Lebens, völlig angekleidet. Bey Vorträgen, in dem Kreise sei-

ner Vertrauten, auch am Tische im Schlafrock zu erscheinen, fand er unschicklich und sagte: Man müsse sich nicht auf die faule Seite legen.

So war ein Tag dem andern ähnlich und in dieser ihm weder lästigen noch langweiligen Gleichförmigkeit gingen Kants Tage in strenger Ordnung froh dahin. Gerade diese Ordnung und seine sich stets gleiche Diät scheinen viel zu seinem langen Leben beygetragen zu haben, und er sah daher auch seine Gesundheit und sein hohes Alter fast als sein eigenes Werk an; ja als ein Kunststück, wie er es selbst nannte: bey so vielen Gefahren, denen das Leben ausgesetzt ist, sich noch bey allem Schwanken im Gleichgewicht zu erhalten. Er that sich darauf so viel zu gut, wie der gymnastische Künstler, der lange auf einem schlaffen Seile äquilibrirt, ohne von demselben nur Einmal hinabzugleiten. Triumphirend über jeden Anfall von Krankheit stand er fest; dennoch aber war er

unpartheyisch genug, bisweilen zu sagen: Es sey immer etwas impertinent, so lange zu leben, als er, weil dadurch jüngere Leute nur erst spät zu Brodte kämen. Diese Sorgfalt für die Erhaltung seiner Gesundheit war auch die Ursache, warum ihn neue Systeme und Erfindungen in der Medicin so sehr interessirten. Er sah das Brownsche System als eine Haupterfindung dieser Art an. Sobald Weikard dasselbe adoptirt und bekannt gemacht hatte, wurde auch Kant mit demselben vertraut. Er hielt es für einen bedeutenden Fortschritt, den nicht nur die Medicin, sondern auch mit ihr die Menschheit gemacht hätte, fand es mit dem gewöhnlichen Gange der Menschheit: nach vielen Umwegen vom Zusammengesetzten endlich zum Einfachen zurückzukehren, sehr übereinstimmend, und versprach sich von ihm noch vieles andere Gute, unter andern auch in ökonomischer Hinsicht für den Patienten, den Armuth hindert, die kostbaren und zusammen-

gesetzten Heilmittel zu gebrauchen. Sehnlich wünschte er daher, daß dieses System bald mehr Anhänger erhalten und allgemein in Umlauf gebracht werden möchte.

Ganz entgegengesetzter Meinung war er aber im ersten Anfange, als D. Jenner seine Erfindung der Kuhpocken bekannt machte, über den großen Vortheil derselben fürs Menschengeschlecht. Er verweigerte ihnen den Namen der Schutzblattern noch sehr spät; meinte sogar, daß die Menschheit sich zu sehr mit der Thierheit familiarisire und der erstern eine Art von Brutalität (im physischen Sinne) eingeimpft werden könne. Er fürchtete ferner, daß durch Vermischung des thierischen Miasma's mit dem Blute, oder wenigstens mit der Lymphe, dem Menschen Empfänglichkeit für die Viehseuche mitgetheilet werden könnte. Endlich bezweifelte er auch, aus Mangel hinlänglicher Erfahrungen, die Schutzkraft derselben gegen die Menschenblattern. So wenig alles

dieses auch Grund haben mochte, so war es doch angenehm, die verschiedenen Gründe für und wider abzuwägen.

Beddoe's Versuche mit der Lebensluft und dem Stickgas, durch Einathmung der erstern sich die Schwindsucht zuzuziehen, und durch Einziehung der letztern sie zu heilen, so wie Reichs Methode, die Fieber zu heben, machten großen Eindruck auf ihn, der aber auch mit dem Zurücksinken dieser Erfindungen und besonders der letztern in ihr Nichts von selbst aufhörte. Die Theorie des Galvanismus und die Beschreibung der Phänomene desselben konnte er, aller darauf verwandten Mühe ungeachtet, nicht mehr ganz fassen. Augustins Schrift über diesen Gegenstand war eine der letzten, die er las, und der er noch Bemerkungen mit Bleystift an dem Rande beyfügte. Mir trug er in den letzten Zeiten auf, ihm Auszüge aus dem, was ich darüber gelesen hätte, zu machen.

Allmählig schlichen sich nun bey ihm die Schwächen des Alters ein, und die Spuren derselben waren auf mehr als eine Art bemerkbar. Es schien, als ob das, was Kants ganzes Leben hindurch ein Fehler an ihm, obgleich im unmerklichen Grade gewesen, nemlich, eine besondere Art von Vergeßsamkeit in Dingen des gemeinen Lebens, nun mit den Jahren einen höhern Grad erreicht hätte. Er selbst gestand, daß er sich diesen Fehler sehr oft habe zu Schulden kommen lassen, und führte als Beleg aus den frühsten Jahren seines Lebens folgende Geschichte an. Als ein ganz kleiner Knabe hielt er sich, wie er aus der Schule kam, gewisser leicht zu errathender Ursachen wegen, einige Augenblicke unter einem Fenster auf, hing seine Bücher an den Ladenriegel, und vergaß sie wieder abzunehmen. Bald darauf hörte er den ängstlichen Nachruf einer alten gutmüthigen, ihm unbekannten Frau, die ihm keuchend nacheilte und ihm seine Bücher mit

vieler Freundlichkeit einhändigte. Noch in den spätern Jahren seines Lebens vergaß er das Betragen dieser Person nicht, und machte auch kein Geheimniß daraus, daß er sonst schon vergeßsam gewesen sey. Was früher sich seltener ereignete, traf nun im Alter öfterer ein. Er fing an, seine Erzählungen mehr als einmal an einem Tage zu wiederhohlen. Die entferntesten Ereignisse der Vorzeit standen mit aller Lebhaftigkeit und Genauigkeit deutlich vor ihm, nur die Gegenwart machte, wie dieses oft bey Greisen der Fall ist, schwächern Eindruck auf ihn. Er konnte lange, deutsche und lateinische Gedichte mit bewunderungswürdiger Fertigkeit rezitiren, doch nur solche, in denen Geschmack, feiner Witz und angenehme komische Darstellungen herrschten, und die dadurch zur Erheiterung der Gesellschaft vieles beytragen konnten. Kraftvolle Stellen aus den lateinischen Dichtern, besonders ganze Abschnitte aus der Aeneis standen ihm ohne Anstoß zu

Gebot, während daß ihm das, wovon eben gesprochen wurde, entfiel. Er selbst merkte die Abnahme seines Gedächtnisses und schrieb daher zur Vermeidung der Wiederhohlung und aus Vorsorge für die Mannigfaltigkeit der Unterhaltung sich die Themata dazu auf kleine Zettel, Brief-Couverte und abgerissene unförmliche Papierchen auf, deren Anzahl zuletzt so angewachsen war, daß der verlangte Zettel gemeiniglich nur schwer gefunden werden konnte. Beym Ausweißen seiner Studierstube 1802 im August, wollte er sie verbrennen lassen. Ich bat um die Erlaubniß, sie an mich nehmen zu dürfen, und erhielt sie. Einige derselben besitze ich noch und bewahre sie als Reliquien auf, bey deren Ansicht ich mich des darüber Gesagten und der ehemaligen angenehmen und nützlichen Unterhaltungen erinnere. Zur Probe liefere ich einen derselben, so wie ich ihn ohne Auswahl ergreife, und schreibe, nach Weglassung dessen, was sich entweder auf seine Küche

bezieht, oder doch nicht fürs Publikum gehört, wörtlich die kurzen abgebrochenen Sätze hin: „Stickstoffsäure ist eine bessere Benennung, als „Salpetersäure. Requisita des Gesundseyns. „Clerici, Laici. Jene Regulares, diese Se„culares. Von der ehemaligen Belehrung „meiner Schüler, Schnupfen und Husten „gänzlich zu verbannen (Respiration durch die „Nase). Das Wort Fußstapfen ist falsch; es „muß heißen Fustappen. Der Stickstoff „Azote ist die säurefähige Basis der Salpe„tersäure. Der Winterpflaum (φλομος), den „die Schaafe von Angora, ja sogar die „Schweine haben, die in den hohen Gebir„gen von Caschmir gekämmt werden, wei„terhin in Indien unter dem Namen Shalws, „die sehr theuer verkauft werden. Aehnlich„keit des Frauenzimmers mit einem Rosen„knöspchen, einer aufgeblühten Rose und „einer Hagebutte. Vermeinte Berggeister, „Nickel, Kobolt. Duroc u. s. w.“ Statt

die-

dieser Zettelchen machte ich ihm kleine Büchelchen von einem Bogen Postpapier in Sedez gebunden.

Ein zweytes Zeichen seiner Schwäche war seine Theorie über das allerdings merkwürdige Phänomen, den Katzentod in Basel, Wien, Koppenhagen und andern Orten. Er hielt ihn für eine Folge der damals nach seiner Meinung herrschenden Elektrizität von eigener Art, und diese insbesondere von nachtheiligen Folgen für diese an sich elektrischen Thiere. Auch wollte er überdem in jener Epoche und der auf sie folgenden Zeit eine besondere Figur der Wolken wahrgenommen haben. Ihm kamen die Grenzen derselben nicht so scharf gezeichnet vor, der Himmel schien ihm gleicher bezogen und nicht mit Gebirgen ähnlichen Wolken bedeckt zu seyn. Davon sollte nun diese Art der Elektrizität die Ursache seyn. Aber nicht blos die dem Seifenwasser ähnlichen Wolken, nicht blos den Katzentod, nein, auch seine Kopfbedrückungen

leitete er von derselben Ursache ab. Was er aber Kopfbedrückungen nannte, dürfte wohl eher ein vom eintretenden Alter herrührendes Unvermögen gewesen seyn, nicht mehr mit der vorigen Leichtigkeit und so scharf denken zu können, als er es sonst gewohnt war. Einer jeden Remonstration gegen seine Theorie suchte er auszuweichen. Seine Ueberzeugung von ihrer Gewißheit wurde auch dadurch noch vergrößert, daß seine Freunde aus Schonung und Delikatesse für ihn, ihm nicht geradezu widersprachen. Gern ließ man ihm die individuelle Ueberzeugung: daß sein Zustand vom Einfluß der Witterung abhänge, weil doch nichts so leicht eine Aenderung zuläßt, als diese Hoffnung, auch nur im weitesten Prospekt, die demnach ihn wieder muthvoll und zufrieden machte. Wer von seinen theilnehmenden Freunden hätte gerade diesem Leidenden den noch etwas lichten Prospekt durch unnöthige Zweifel verdunkeln, wer ihm die letzte Hoffnung des Besserwerdens

durch Widerspruch rauben können? Seine tägliche und an einem Tage mehr als einmal wiederhohlte standhafte Behauptung: daß nichts Anderes, als diese Art der Elektrizität, die Ursache seines Uebels sey, setzte es seinen Freunden außer Zweifel, daß die Natur ihre Rechte über ihn behaupte, und daß er unter der Bürde der Jahre zu sinken beginne. Kant, der große Denker, hörte nun auf zu denken.

Vielleicht glaubt man eine Art von verborgener Eitelkeit hierin zu bemerken, als ob er, seiner ehemaligen Größe sich bewußt, seine nun anrückende Schwäche habe abläugnen, verheelen, oder auch beschönigen wollen? Nichts weniger: seine eigenen Ausdrücke sind entscheidend und rechtfertigen ihn gegen jeden Argwohn dieser Art.

Schon im Jahre 1799, da sie kaum bemerkbar wurde, sagte er einst, indem er sich über seine Schwäche erklärte, in meiner Gegenwart: „Meine Herren, ich bin alt

„und schwach, Sie müssen mich wie
„ein Kind betrachten.“

Vielleicht sollte man denken, er habe den herannahenden Tod und besonders, wegen seiner zunehmenden Kopfbedrückungen, einen ihn in jeder Stunde bedrohenden Schlagfluß gefürchtet? Vielleicht war mit der langen Lebensgewohnheit die Anhänglichkeit an das Leben, wie dieses oft bey Greisen der Fall ist, gewachsen? Nein! auch dieses nicht. Er blieb der Resignation auf dasselbe und der ruhigen Erwartung des Todes stets fähig. Auch hierüber sind seine Aeußerungen, die schon anderwärts, aber aus ihrem rechten Gesichtspunkte verschoben, öffentlich angeführt sind, des Aufbehaltens werth. „Meine Herren,“ sagte er, „ich fürchte nicht den Tod, ich
„werde zu sterben wissen. Ich ver-
„sichere es Ihnen vor Gott, daß,
„wenn ich's in dieser Nacht fühlte,
„daß ich sterben würde, so wollte ich

„meine Hände aufheben, falten und
„sagen: Gott sey gelobt! Ja, wenn
„ein böser Dämon mir im Nacken
„säße und mir ins Ohr flüsterte:
„Du hast Menschen unglücklich ge-
„macht! dann wäre es etwas ande-
„res.“ Dieses sind Worte eines durchaus
rechtlichen Mannes, der mit Begehung einer
Unlauterkeit sich nicht das Leben erkauft hatte,
der die Worte sich oft zurief und sie sich fast
zum Wahlspruch gemacht hatte: Crede summum nefas, animam praeferre pudori et
propter vitam vivendi perdere causas. Wer
von seinen Tischfreunden Zeuge war, wenn
Kant von seinem Tode sprach, wird mir beystimmen, daß keine Heucheley bey ihm im Hinterhalte versteckt war.

Die allmählig sinkenden Kräfte des von
seinen Arbeiten ermüdeten Greises brachten
nach und nach eine Aenderung in seiner bisherigen Lebensweise zuwege. Seit langer Zeit war

er gewohnt, um 10 Uhr schlafen zu gehen und um 5 Uhr geweckt zu werden. Der letzten Gewohnheit blieb er treu, der ersteren aber nicht. Er hatte zwar noch Resourcen in sich, mußte aber doch schon anfangen, mit jeder Kraft sehr haushälterisch umzugehen. Zuerst setzte er also seiner Schlafzeit einige Minuten zu, die sich sehr bald zu Stunden vermehrten. Im Jahre 1802 ging er schon um 9 Uhr, und späterhin noch früher ins Bett. Er fühlte, durch diese Verlängerung seiner Ruhe, sich gestärkt. Fast glaubte er, das rechte Mittel zur Vermehrung seiner Kräfte gefunden zu haben, vermehrte daher den Gebrauch desselben, aber mit wenigem Erfolg.

Seine Spaziergänge schränkte er auf eine kurze Promenade in Königsgarten ohnweit seines Hauses ein. Um fester zu gehen, beobachtete er damals eine eigene Manier. Er setzte den Fuß perpendikulair mit einem gewissen Stampfen auf die Erde, um theils, wenn er

mit der ganzen Fußsohle die Erde berührte, die Basis zu vergrößern; theils auch fester in den sandigten Boden zu treten. Dennoch fiel er einst auf der Straße. Zwey Damen eilten, ihm aufzuhelfen, weil er's selbst nicht konnte. Er dankte sehr für den thätigen Beystand dieser ihm unbekannten Personen und präsentirte, noch den Grundsätzen seiner Artigkeit treu, der einen die Rose, die er eben in der Hand hatte, die sie mit überaus großer Freude annahm und zum Andenken aufbewahrt.

Vielleicht war dieser Fall die Ursache, warum er seine Spaziergänge in der Folge ganz einstellte. Die Urtheile seiner Freunde waren darüber getheilt, ob Kant aus Schwäche nicht mehr ausgehen konnte; oder ob die unterlassene Bewegung ihn noch mehr geschwächt habe. Auch seine Arbeiten, die mehr im Lesen, als im Schreiben bestanden, gingen ihm nun langsamer von statten. Jede Beschäftigung wurde dem bisher so thätigen Manne, beson-

ders wenn sie mit körperlichen Bewegungen verbunden war, lästig. Seine Füße versagten ihm den Dienst immer mehr. Er fiel sowohl im Gehen, als im Stehen, aber fast stets ohne Verletzung, belachte jeden Fall und behauptete, er könne wegen der Leichtigkeit seines Körpers nicht schwer fallen. Oft, besonders des Morgens, schlief er vor Mattigkeit auf seinem Stuhle ein, fiel im Schlafe herunter, konnte sich selbst nicht helfen und blieb dann ruhig liegen, bis irgend Jemand kam. Später wurde der gewöhnliche Stuhl mit einem andern, der rings umher eine Lehne hatte, verwechselt, und seit dieser Zeit kamen dergleichen Unfälle bey Kant nicht mehr vor.

Dieses Einschlafen außer der Zeit, hätte auch noch auf eine andere Art für ihn nachtheiliger werden können. Er sank beym Lesen dreymal kurz nach einander mit dem Kopfe ins Licht; die baumwollene Nachtmütze entzündete sich und stand in hellen Flammen auf seinem

Kopfe. Ohne aber darüber zu erschrecken, nahm er sie mit bloßen Händen ab, achtete den Schmerz des Verbrennens nicht, legte sie ruhig auf die Mitte des Fußbodens und trat sie mit den Füßen aus. Ich stellte ihm indeß die Gefahr dieses Wagstückes vor, daß die Flamme seine Schlafröcke ergreifen und er leicht verbrennen könnte, hielt von nun an ein Glas und eine Flasche Wasser auf seinem Tische in Bereitschaft, ließ die Form der Nachtmützen ändern und bat ihn, meinen Rath zu befolgen, daß, wenn je wider Vermuthen dieser Vorfall sich ereignen sollte, er die Flamme ja nicht mit den Füßen austreten möchte. Bey diesen Vorkehrungen und einer weitern abgemessenen Distanze des Lichts, an welche Kant sich bald gewöhnte, wurde dem Uebel, das nicht blos für ihn, sondern auch für Andere hätte schädlich seyn können, vorgebeugt.

Mit den Auszahlungen seines Geldes konnte Kant sich, ohne Nachtheil für sich, nicht

mehr beschäftigen. Er bezahlte einer ehrlichen Frau fünf Thaler für Lichte, gab aber statt halber Gulden Guldenstücke und folglich die doppelte Summe. Die Frau war schon im Begriff, das Geld an sich zu nehmen, als sie Kants Versehen bemerkte und die halbe Summe zurückschob. Er erzählte sogleich seinen Fehler, um die Ehrlichkeit der Frau nicht zu verschweigen. Aber von seinen Geldempfängern war vielleicht nicht jeder so ehrlich, wie diese Frau. Gewiß hat mancher die Schwäche Kants auf eine unedle Art gemißbraucht.

Jene Unfälle, manche erlittene Verluste und das Gefühl von seiner zunehmenden Schwäche, so wie die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer baldigen Unterstützung durch eine fremde Kraft neigten ihn immer mehr zu mir hin. Er hatte sich stets etwas aufgezeichnet, um mit mir darüber Rücksprache zu nehmen, mich um Rath zu fragen, oder um die Besorgung einer ihm nöthigen Sache zu

bitten. So ungern er es, besonders in seinen frühern Jahren, sah, wenn seine Freunde ihn außer der Zeit besuchten, so fing er doch jetzt an, den Wunsch lauter werden zu lassen, daß ich, wenn es meine Zeit erlaubte, im Vorbeygehen antreten und sehen möchte, was er mache. Die Art, mit der er dieses that, war so einladend für mich, daß ich seinen Wunsch sehr gern erfüllte. Bald aber hätte mich ein Umstand abgeschreckt, meine Besuche zu wiederhohlen. Ich kam nur in der Absicht hin, um nachzusehen, ob ihm etwas zu seiner Bequemlichkeit oder irgend etwas Nothwendiges fehle, ob ich durch Rath oder That ihm könnte behülflich seyn; aber er machte mit sichtbarer Anstrengung den unterhaltenden Wirth und war mehr galant, als unbefangen. Ich suchte der Sache dadurch eine andere Wendung zu geben, daß ich meine folgenden Besuche auf wenige Minuten einschränkte, und überhob ihn dadurch der Mühe der Unterhaltung. Ich verweilte län-

ger, wenn ich das Wort hatte, machte aber Miene zum Aufbruch, so bald ich merkte, daß die Unterhaltung ihn ermüde. In dieser abgemessenen Distanze gingen einige Zeiten hin.

Auch ein anderer Umstand, der öftere Besuche nöthig machte, kam noch hinzu. Seine Geldgeschäfte hatte bisher Herr D. J. übernommen, der Kants volles Zutrauen besaß und verdiente. Dieser Freund Kants verließ Königsberg, und so hörte mit seinem Aufenthalt an diesem Orte auch natürlich sein ihm geleisteter Beystand auf. Kaum darf ich glauben, daß, wenn diese Trennung nicht erfolgt wäre, er sich so bald an mich angeschlossen hätte. Unentschlossenes Hin- und Herwanken, schnelles Abspringen in der Freundschaft und Wandelbarkeit in seinem Zutrauen waren nicht Fehler des Mannes, der seine Maximen sorgfältig prüfte, treulich lehrte und fest nach ihnen handelte.

Zwar beeiferten sich auch seine Tischfreunde, ihm mit dem Mehrtheil ihrer Kräfte treu-

lich auszuhelfen, so daß fast Jeder die Besorgung eines Zweiges seiner Oekonomie übernahm; ja sogar ein, von Kant sehr geschätzter auswärtiger Freund, für seine Küche sorgte. An mich wandte er sich, wenn ihm Wäsche und Kleidungsstücke fehlten, oder Reparaturen in seinem Hause nöthig waren. Bey der Besorgung aller dieser Bedürfnisse fehlte ihm aber noch Jemand, der sich seiner Geldangelegenheiten und fast aller seiner häuslichen Bedürfnisse annehmen möchte.

So geschickt Kant zu Kopfarbeiten war, so unbeholfen war er in Handarbeiten. Nur die Feder verstand er zu regieren, aber nicht das Federmesser. Ich mußte ihm daher gemeiniglich die Federn nach seiner Hand schneiden. Lampe verstand es noch viel weniger, irgend einem Mangel im Hauswesen abzuhelfen. Nie sah er, woran es lag, daß eine Sache nicht Dienst thun wollte, vielmehr wandte er blos Gewalt an und wollte, was er mit dem Kopfe

nicht zwingen konnte, mit der Hand allein bewerkstelligen. Bey einem solchen Verfahren war dann oft guter Rath theuer. Der große Theoretiker und der kleine Praktiker in der Mechanik, Kant und Lampe, jener ganz Kopf, dieser ganz Hand, waren oft über unbedeutende Dinge verlegen. Jener entwarf das Problem, einer Sache abzuhelfen, dieser besorgte die Auflösung, aber nicht des Problems, sondern der Sache selbst, die er oft durch falsch angewandte Gewalt zertrümmerte. Es war Kant überaus angenehm, wenn kleinen Mängeln, als dem Knarren, oder dem schwürigen Auf- und Zugehen einer Thüre auf der Stelle, ohne fremde Beyhülfe, mit Leichtigkeit und besonders ohne Geräusch abgeholfen, oder wenn der irreguläre Gang seiner Uhr, (die Kant so lieb hatte, daß er bisweilen sagte: wenn er in Noth wäre, müßte sie das letzte Stück seyn, das er verkaufen würde) verbessert wurde. Mir, der ich mich mit mechanischen Handar-

beiten beschäftiget hatte, gelang so etwas leicht. Gewohnt, zuerst den Sitz des Uebels und der entgegengesetzten Wirkung aufzusuchen, fand ich den Fehler bald, und half ihm oft ohne Werkzeuge ab. Die Schnelligkeit, mit welcher dieses bisweilen geschah, erregte Kants Bewunderung und Freude, besonders dann, wenn er selbst das Uebel für unheilbar gehalten hatte, daß er von mir bisweilen sagte: ich wüßte in allen Dingen Rath. Ich würde diese Aeußerung mit Stillschweigen übergangen haben, wenn sie mir nicht den Aufschluß zu geben schiene, warum Kant vor seinen übrigen Tischfreunden gerade mich wählte. Seine abnehmenden Kräfte veranlaßten ihn wahrscheinlich, sich nach Jemanden umzusehen, der, nach seinem Ausdruck, so etwas Rath wüßte. Außer dieser Ursache mochte es auch vielleicht die Wahrnehmung seyn: daß die weitläuftigeren Geschäfte seiner übrigen Freunde es ihnen nicht erlaubten, sich seiner täglich und so anzuneh-

men, als es seine Hülfsbedürftigkeit nothwendig erforderte. Hiezu kam noch die geringe Entfernung meiner Wohnung von der seinigen und die Gewißheit, daß ich nicht, wie einige andere seiner Tischfreunde, weite und langwierige Amtsreisen übernehmen durfte, die mich von ihm getrennt hätten.

Dieser angeführte Zusammenfluß mehrerer Umstände setzt es außer Zweifel, daß Kant bey seiner Wahl in meiner Person zu seinem Beystande, nicht die größern Vorzüge seiner übrigen Tischfreunde übersah, sondern nur durch die angezeigten Umstände zu derselben bestimmt wurde. Vielleicht mag auch die schnelle Pünktlichkeit, mit der ich seine Aufträge durch Beyhülfe meiner Familie besorgte, eine Nebenursache gewesen seyn, mich zu wählen. Gerade durch schnelle Besorgung einer Sache geschah ihm ein großer Gefallen. Wurde seine Frage: Kann das auf der Stelle geschehen? mit seinen eigenen Worten: „Ja, auf der Stelle!“

be-

beantwortet, so rief er mit sichtbarer Freude aus: O! das ist herrlich! Ein bloßes Ja! war ihm eine zu schwache Affirmation.

Man kann es als ein drittes Kennzeichen seiner Schwäche ansehen, daß er mit der Zunahme derselben zugleich alles Zeitmaaß, besonders in kleinern Abschnitten derselben, verlohr. Eine Minute, und ohne alle Uebertreibung, ein weit kleinerer Zeitraum schien eine ganz unverhältnißmäßig lange Zeit für ihn zu seyn. Er konnte sich durchaus nicht davon überzeugen, daß die Besorgung einer, mit der schnellsten Geschwindigkeit beendigten, Sache nicht lange gedauert hätte.

Am Anfange seines letzten Lebensjahres fiel es ihm, wider seine sonstige Gewohnheit, bisweilen ein, nach vollbrachter Mahlzeit am Tische, noch in der völligen Stellung der Speisenden, mit seinen Tischgästen, besonders aber, wenn ich bey ihm speisete, eine Tasse Kaffee, wobey ich wider meinen Wunsch eine Pfeife

Taback rauchen mußte, zu trinken. Er freute sich schon den Tag vorher auf meine Anwesenheit, den Kaffee und die Pfeife, bey welcher letzteren er aber nie Gesellschaft leistete, außerordentlich. Er sprach über Tische schon oft davon, hatte diesen Umstand sich in sein Büchelchen, das ich ihm statt jener Zettel verfertigen ließ, aufgezeichnet. Da dieser neu erfundene, der Verdauung nicht eben vortheilhafte Nachtisch die Mahlzeit oft verlängerte und mir zu viel Zeit nahm, so suchte ich, wenn's möglich war, demselben auszubeugen. Oft war er bey Tische in Gesprächen so vertieft, daß er es vergaß, daß ich, sein ex officio rauchender Gast, am Tische säße. Die Sache blieb dann bisweilen auf sich beruhen, welches ich auch um so lieber sahe, weil ich vom Kaffee, diesem ihm ungewöhnlichen Getränke, mehrere Beunruhigung in der Nacht bey ihm befürchtete. Gelang aber der Versuch nicht, den Kaffee ihn vergessen zu machen, so kam die Sache etwas

übel zu stehen; besonders, wenn es schon spät an der Zeit war. Die Aeußerungen einer doch noch immer sanften Ungeduld waren bisweilen sehr naiv und reizten zum Lächeln. Es sollte der Kaffee auf der Stelle (ein ihm gewöhnlicher Ausdruck) geschafft werden. Alle Vorkehrungen waren an dem Tage, an welchem ich bey ihm speisete, schon zur schnellsten Bereitung desselben getroffen. Es durfte an dieses ihm so wichtige Werk zu seiner Vollendung nur die letzte Hand angelegt werden. Pfeilschnell eilte der Bediente, den Kaffee in das schon kochende Wasser zu schütten, ihn aufsieden zu lassen und heraufzubringen; doch währte ihm diese kurze, dazu erforderliche Zeit unausstehlich lange. Auf jede Vertröstung erwiederte er etwas anderes, und war über Abänderung der Formeln nie verlegen. Sagte man: der Kaffee wird gleich gebracht werden, so erwiederte er: „Ja, wird; das ist der Knoten, daß er erst gebracht werden wird." Hieß es: er kommt

bald! so fügte er hinzu: „Ja, bald; eine Stunde ist auch bald, und so lange hat es schon nach der Zeit gedauert, als es auch bald hieß.“ Endlich sagte er mit stoischer Fassung: „Nun darüber kann ich sterben; und in jener Welt will ich keinen Kaffee trinken.“ Er stand auch wohl vom Tische auf und rief zur Thüre hinaus, und das ziemlich verständlich: Kaffee! Kaffee! Hörte er endlich den Diener die Treppe hinaufkommen, so rief er jauchzend: „Ich sehe Land!“ wie der Matrose vom Mastkorbe. Auch das Kaltwerden des Kaffee's erforderte eine für ihn zu lange Zeit; ob er gleich in mehrere Tassen umgegossen wurde. War er endlich zum Genuß völlig fertig, so hörte man auch wohl ein Heisa Courage, meine Herren! bey dessen Aussprache, besonders des zweyten Wortes, er das r aus Freude außerordentlich schärfte, und wenn Alles genossen war, ein: Und hiemit Basta! welchen Ausdruck er mit einem Tempo, mit dem er die Tasse stark hinsetzte, gewöhnlich begleitete.

Um ihm manche Ungeduld zu ersparen, hielt ich jede, von ihm etwa verlangte, und dem Verderbniß nicht so leicht ausgesetzte Sache vorräthig, oder ließ sie von mir hohlen. Diese Maaßregel erleichterte ihm seine sonst so freudenleeren Tage ungemein; ja er fing an zu glauben, daß er ohne meine Beyhülfe nicht wohl bestehen könnte. Ich richtete mich daher so ein, ihn täglich eine halbe Stunde zu besuchen.

Nach dem bereits Angeführten war zu vermuthen, daß die bemerkten Idiosynkrasien Kants bey zunehmender Schwäche leicht in eine Art von Eigensinn übergehen würden, der in einem genaueren Umgange mit ihm manche Unannehmlichkeiten hätte herbeyführen können. Ich bestimmte mir also die nöthigen Grundsätze, die ich beobachten wollte, um ihm und mir die Lage zu erleichtern. So sehr ich den großen Mann verehrte, so erlaubte ich mir doch nie irgend eine Schmeicheley, urtheilte mit Frey-

müthigkeit, jedoch ohne auf die entfernteste Weise anmaßend zu seyn, und bestand mit Beharrlichkeit auf dem, was ich als entschieden nützlich und gut für ihn erkannte. Dieses Betragen war es ohne Zweifel, was mir sein Vertrauen immer mehr erwarb. Kant, als edler Mann, verabscheute nichts so sehr, als elende Kriecherey. Mit seinen zunehmenden Jahren schlichen sich manche irrige Meinungen, mancher ungegründete Verdacht, manche mürrische Aeußerungen gegen sein Gesinde ein. In den meisten Fällen, wo er fehlte, beobachtete ich ein tiefes Stillschweigen. Fragte er mich, wo er Unrecht hatte, um meine Meinung, so sagte ich mit Freymüthigkeit, daß ich aus diesen oder jenen Gründen, die ich nach Maaßgabe der Sache anführte, nicht seiner Meinung seyn könnte. Ein entgegengesetztes Betragen, Schmeicheley und Partheylichkeit, wären gewiß die sichersten Mittel gewesen, mich seines Vertrauens und seiner Achtung verlustig zu ma-

chen; weil jeder edle Mensch sich lieber sanften und mit Gründen unterstützten Widerspruch, als feige und partheiische Nachgiebigkeit gefallen läßt, und man diejenigen, die sich Jemandes übereilten Urtheilen und unzulässigen Wünschen bequemen, nach kälterer Beurtheilung und ruhigerer Prüfung gewöhnlich mit tiefer Verachtung bestraft.

In frühern Jahren war Kant zwar keines Widerspruchs gewohnt. Sein durchdringender Verstand; sein ihm stets zu Gebot stehender, nach Umständen oft kaustischer Witz; seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, vermöge welcher er sich in jedes Gespräch einlassen, sich keine fremde Meinung oder keine Unwahrheit aufbinden lassen durfte; seine allgemein anerkannte edle Gesinnung; sein strengmoralischer Lebenswandel, hatten ihm eine solche Superiorität über Andere verschafft, daß er vor ungestümen Widerspruch sicher war. Wagte es dennoch Jemand, in Gesellschaften ihm zu laut,

oder auf eine witzig seyn sollende Art zu widersprechen, so wußte er durch unerwartete Wendungen das Gespräch so zu leiten, daß er Alles für seine Meinung gewann, und so der kühnste Witzling schüchtern und stumm gemacht wurde. Es war daher eine kaum zu vermuthende Erscheinung, daß er meine beygebrachten Gründe, zwar mit prüfendem Ernst, jedoch ohne Unwillen, ruhig anhörte. So liebenswürdig blieb der große Mann, auch selbst als schwacher Greis. Oft ohne den mindesten Anstand, ohne Einwendung gab er seinen heißesten Wunsch auf, wenn ich ihm denselben, als seiner Gesundheit nachtheilig, vorstellte, und entsagte selbst langen Gewohnheiten, wenn ich ihn darauf aufmerksam machte, daß sein jetziger Zustand eine Aenderung in denselben erfordere. Hatte er sich dann einmal aber an die neue bessere Ordnung der Dinge gewöhnt, und die Vortheile meiner Vorschläge eingesehen, so dankte er mir mit vieler Rührung für meine

Beharrlichkeit. Ich vermied es sorgfältig ihm, geradezu, zu widersprechen, wartete gemeiniglich einen gelegenern Zeitpunkt, eine ruhigere Lage bey ihm ab, wiederholte aber dennoch unermüdet meine Vorschläge, wenn er ja einige derselben sogleich anzunehmen Bedenken trug, bis sie endlich durchgingen. Er schlug mir daher auch nie etwas geradezu ab. Seine Bitte um Dilation der Ausführung eines Vorschlags war oft rührend; besonders, wenn Wäsche gewechselt werden sollte. Ich machte daher schon frühere Anträge dazu, um durch einigen Aufschub doch nichts für seine Reinlichkeit zu verliehren. So sehr Kant zu dieser geneigt war, so angelegentlich protestirte er doch gegen die Anwendung jener Reinlichkeitsregel unter dem Vorwande, daß er nie transspirire.

Mit jedem Tage nahm meine Anhänglichkeit an ihn zu. Welches empfindende Herz fühlt nicht das Ehrenvolle des Berufes, die

Stütze eines ehrwürdigen Greises zu seyn, der die Bürde des Alters so muthvoll und standhaft trug? Wer hätte nicht willig zu ihrer Erleichterung unter treten wollen? Ein vortheilhafter Umstand war es für mich, daß ich ihn schon Morgens um 5 Uhr sprechen konnte. Erlaubten meine Geschäfte es nicht, die gewöhnliche Zeit zwischen 9 und 10 Uhr einzuhalten, so wählte ich die frühern Morgenstunden zu seinem Besuch. Jeder Tag brachte mir Gewinn, denn täglich entdeckte ich eine liebenswürdige Seite seines guten Herzens mehr; täglich erhielt ich neue Versicherungen seines Zutrauens. So verschieden auch die Situationen und Verhältnisse waren, in denen ich ihn zu beobachten Gelegenheit hatte; so habe ich doch stets große Tugenden neben nur kleinen Fehlern an ihm wahrgenommen.

Kants Größe als Gelehrter und Denker ist der Welt bekannt, ich kann sie nicht würdigen; aber die feinsten Züge seiner bescheide-

nen Gutmüthigkeit hat keiner so zu beobachten Gelegenheit gehabt, als ich. Er wußte Alles sorgfältig dem Auge Anderer unbemerkbar zu machen, was zu seinem Lobe gereichen konnte. Nicht jedem ist es gegeben, die gut gemeinten Vorschläge eines Andern, der tief unter ihm steht, mit Bereitwilligkeit anzunehmen und mit Festigkeit zu befolgen; und dennoch that es dieser Mann. Denn bey seinem großen Verstande, der zwar bisweilen nur noch unter der Asche loderte; aber auch oft in lichten, selbst blendenden Flammen wieder aufschlug, maßte er sich in diesen lichtern Augenblicken keine Untrüglichkeit an; sondern benutzte sie vielmehr nur dazu, seinem Freunde für seine Vorkehrungen zu danken, und die Versicherungen des gegen ihn fortdauernden und vermehrten Zutrauens zu erneuern: wie ausgezeichnet tritt hier Kant aus der Reihe gewöhnlicher Menschen, die Viele um Rath fragen, und keinen Rath befolgen! Er handelte konsequen-

ter und von den beyden Alternativen: entweder nach seinem eigenen Gutdünken selbstständig, und unerschüttert fest zu handeln; oder im Fall er dieses nicht thunlich fand, dem Rathe dessen, dem er einmal sein Zutrauen geschenkt hatte, unbedingt zu folgen, wählte er die letztere. Nie verdarb er mir den kleinsten Plan durch eigene Dazwischenkunft, und nie machte er ein Geheimniß daraus, sich mir ganz hingegeben zu haben. Dieses Betragen sowohl, als manches vortheilhafte Zeugniß über meine Verfahrungsart jagte mir dann oft eine Schamröthe ab; und da Kant in diesem Falle keine Schonung für mich gestatten wollte, so empfand ich oft, daß zu viele Güte peiniget. Was bisher nur Verbindung aus Bedürfniß und Umgang gewesen war, bildete sich nach und nach, ich darf es der Wahrheit gemäß sagen, zum freundschaftlichen Wohlwollen aus, dessen herzliche und fast zärtliche Ergießungen wörtlich anzuführen, die Bescheidenheit ver-

bietet, die sich aber meinem Herzen auch um so stärker eindrückte; je ausgemachter es war, daß dieser gerade Mann nichts anders sagen konnte, als er wirklich empfand.

Kant hatte das blendende Paradoxon des Aristoteles adoptirt: Meine lieben Freunde, es giebt keine Freunde. Er schien dem Ausdrucke: Freund, nicht den gewöhnlichen Sinn unterzulegen, sondern ihm so etwa, wie das Wort Diener in der Schlußformel des Briefes, oder im gewöhnlichen Empfehlungsgruß zu nehmen. Hierin war ich mit ihm nicht einerley Meinung. Ich habe einen Freund im vollen Sinne des Worts, dessen Werth es mir unmöglich machte, Kants Meinung beyzustimmen. Bis hieher war Kant sich selbst genug gewesen, und hatte, da er Leiden nur den Namen nach kannte, keines Freundes bedurft. Jetzt durch seine Schwäche fast bis zum Hinsinken niedergedrückt, sah er sich nach einer Stütze um, ohne die er sich nicht

mehr aufrecht erhalten konnte. Als ich daher bey Gelegenheit seiner sehr andringenden Freundschaftsversicherung, meinen Unglauben mit Beziehung auf jenes Paradoxon äußerte, war er offenherzig genug, zu gestehen, daß er jetzt mit mir einerley Meinung sey und Freundschaft für keine bloße Chimäre halte.

Bey seiner Delikatesse und der sorgfältigsten Vermeidung alles Lästigwerdens stand er noch immer an, mir seine gesamten Angelegenheiten anzuvertrauen, so wie ich im Gegentheil auch nie für ihn mehr that, als er von mir verlangte, oder was er mir freywillig zugestanden hatte: nemlich ihm meine Vorschläge zu Erleichterung seines Zustandes, auch unaufgefordert, vorzulegen. Im November 1801 machte er mich mit seinem Wunsch bekannt, sein Vermögen und alles, was auf ihn nähern oder ferneren Bezug haben könnte, gänzlich abzugeben, und sich, wie man zu sagen pflegt, in Ruhe zu setzen. Er eröffnete mir dieses

nach und nach, bat mich zuerst um die Gefälligkeit, sein vorräthiges Geld durchzuschießen und es nach den verschiedenen Münzsorten abzutheilen. Vermuthlich hatte sich kurz vor diesem Antrage ein Kant auffallendes und ihm nicht so recht erklärbares Ereigniß mit dem Gelde zugetragen. Er übergab mir zuerst die Schlüssel, die er sein Heiligthum zu nennen pflegte, zur Vollziehung seines Auftrages, und ging ins andre Zimmer. Ich wurde über diesen neuen Beweis seines Zutrauens verlegen, weil es mir nicht unbekannt war, daß in diesem Schranke die auf sein Vermögen sich beziehenden Papiere befindlich waren, deren Inhalt er als ein Geheimniß bewahrte. Er kehrte bald aus seinem Zimmer zurück und bot mir die auf ihn geprägte Medaille zum Andenken an, gab mir auch, um sein Gesinde vor Verdacht der Entwendung nach seinem Tode zu sichern, ein schriftliches Schenkungsdokument darüber. Von wem, und bey welcher Gelegenheit ihm diese

Medaille gegeben worden, ist mir unbekannt. Wie man aber hat behaupten können: daß sie ein Geschenk der Judenschaft gewesen, für die Erklärung schwerer Stellen des Talmuds, worüber er ihnen Vorlesungen gehalten habe, ist mir unbegreiflich. Kant und der Talmud scheinen mir wenigstens zu heterogen, als daß sich beydes mit einander auf irgend eine Art vereinigen ließe. Ohnerachtet der feyerlichsten Versicherung seines Zutrauens zu mir, die er mir in dieser Stunde gab, und welches er, wie es der Erfolg bewies, auch wirklich in mich setzte, übernahm ich nicht leicht etwas von Bedeutung für ihn, ohne vorher wenigstens einen seiner übrigen Freunde zu Rathe zu ziehen. Ich wählte dazu besonders Hrn. R. R. V. —, einen durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, edles Herz und große Bescheidenheit ausgezeichneten Mann, auf den Kant einen überaus großen Werth setzte, und mit dem ich, in den ersten Jahren der Tischfreundschaft Kants,

lange Zeit hindurch an Einem Tage in der Woche aß. Da ich seinen Namen nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichne, so erlaube ich mir, Kants eigenes Urtheil über ihn, das er am Anfange seines 80sten Jahres in sein Tagebüchlein geschrieben hatte, herzusetzen: „Hr. V. sowohl in Ansehung seiner „Laune und Denkungsart, als auch „seiner Einsicht, als Menschen- „freund und in Geschäften eine sel- „tene Erscheinung.“ Diesem Manne legte ich jeden meiner Einwürfe zur Notiz, Prüfung, Verbesserung und Genehmigung vor. Ich konnte mich dadurch theils gegen die, vielleicht sonst entstehenden, Vorwürfe eines zu übereilten und willkührlichen Verfahrens gegen Andere und mich selbst rechtfertigen; theils wirklichen Gewinn für Kant, aus der Circumspection und Erfahrung dieses achtungswerthen Mannes ziehen. Kant nahm überdem meine Vorschläge mit noch größerm Zu-

trauen an; so bald er erfuhr, daß ich mit Hrn. R. R. V. darüber Rücksprache genommen hatte.

Nachdem mir Kant seine Angelegenheiten einmal übergeben hatte, enthielt er sich, so viel es nur möglich war, aller eigenen Auszahlungen, that schlechterdings Nichts, ohne meinen Rath; wenigstens nie etwas ohne mein Vorwissen. Die untere Behörde mußte nie übergangen werden, und das Urtheil der niedrigern Instanz erhielt stets die Bestätigung der höhern.

Die erste Zeit nach der Uebergabe wandte ich dazu an, um mit seinen Angelegenheiten und Papieren bekannt zu werden. Von letztern war nichts mehr vorhanden, als was auf sein Vermögen Bezug hatte. Er machte mich mit dem Bestande desselben bekannt und fügte hinzu: daß, ob er gleich alles ehrlich erworben habe, die Größe desselben doch keiner wisse, als der, der es auf Zinsen an sich ge-

nommen hätte. Er wünschte, daß nur ich die Summe wissen; aber auch als Geheimniß bewahren möchte. Späterhin erlaubte er mir, Hrn. N. N. V. von allem Auskunft zu geben, da eintretende Umstände, über welche ich mit ihm Rücksprache zu nehmen hatte, es nothwendig machten. Seine übrigen gelehrten Arbeiten und Papiere hatten zwey jetzt abwesende Gelehrte in Empfang genommen. Von gelehrter Correspondenz war kein Blatt vorhanden. Von seinem noch unvollendeten Manuscript soll unten Erwähnung geschehen.

Ueber manche zu meiner Notiz nöthige Dinge und Familiennachrichten holte ich von ihm Nachricht ein, die er mir mit vieler Genauigkeit und ohne Zurückhaltung gab.

Zuerst fand ich aus Gründen nothwendig sein Geld an einen andern Ort, und in einen andern Schrank, in versiegelten und mit Aufschriften versehenen Beuteln zur Aufbewahrung zu verlegen. Ich erlaube mir hier, zur

Rechtfertigung dieser Vorkehrung eine Unterbrechung des Zusammenhanges. Laut Testament war Kants Vermögen Anno 1798. 42930 Gulden, oder 14310 Thaler, sein Haus und seine Mobilien nicht mitgerechnet. Seit der Zeit waren die Einkünfte von seiner Schriftstellerey und seinen Vorlesungen beynahe unbedeutend, weil er nunmehr weder schrieb noch las. Ein Capital von 10000 Thaler, das zu 6 vom H. ausgethan war, ging ein, und wurde nur zu 5 proc. auf Ingrossation ausgeliehen; daraus entstand ein jährlicher Ausfall von 100 Thaler Interessen in seinen Einkünften. Er gab 200 Thaler jährlich zur Unterstützung seiner Verwandten mehr aus und mit seiner zunehmenden Schwäche wurden seine Ausgaben vermehrt. Lampe erhielt noch 40 Thaler jährlich nach seiner Entlassung und bey seinem Tode war dennoch sein baares Geld über 17000 Thaler. Abgezählte Summen und ein hineingelegter Zettel, auf dem ihr Bestand

verzeichnet war, lagen in dem Büreau, in dem vorher alles baare Geld aufbewahrt wurde, zu seinen kurrenten Ausgaben bereit. Ich überschoß sie wenigstens zweymal in der Woche und verglich den Bestand mit den etwannigen Ausgaben, die Kant selbst, jetzt nur nothgedrungen, machte. Ich glaube nicht zu irren, daß durch diese Vorkehrungen etwas gewonnen wurde. Die Schlüssel von beyden Geldbehältnissen hatte Kant selbst. Ich nahm sie nur bey Auszahlungen an mich und so bald ich die ausgezahlte Summe abgeschrieben hatte, händigte ich sie ihm wieder ein. Als einst eine Summe in meiner Abwesenheit ausgezahlt werden sollte, deren Größe den abgezählten Geldvorrath in seinem Büreau überstieg, so war Kant durch alle dringende Vorstellungen seines Dieners nicht zu bewegen, das noch Fehlende aus seinem größern Gelddepot, zu dem er doch den Schlüssel hatte, zu nehmen, und verschob die ganze Zahlung, bis

ich kam, um meine Vorkehrungen nicht zu stöhren. Dieser Umstand bezeichnet deutlich den Mann von festen Grundsätzen und feiner Denkungsart, eröfnete mir eine beruhigende Aussicht für die Zukunft und bestärkte mich in der sichern Vermuthung, daß ich auch bey seiner zunehmenden Schwäche keine erniedrigende Zumuthung oder Beleidigung von ihm zu fürchten hätte. Vielmehr zeigten andere Umstände, wie genau und scharfsichtig er jede mit kleinen Aufopferungen verbundene Gefälligkeit zu würdigen wußte.

Bey meinen täglichen Besuchen, traf mich oft, wie natürlich, auch üble Witterung. Er verkannte es aber nicht, daß ich mich nie über dieselbe beklagte; bemerkte es vielmehr, daß, wenn ich vom Regen durchnäßt, oder von der Kälte erstarrt zu ihm kam, ich die Spuren der üblen Witterung vor dem Eintritte in sein Zimmer entweder zu vertilgen, oder zu verheelen suchte. Liberal bot er mir zu meinem

jedesmaligen Besuch, ohne daß ich auf die Witterung Rücksicht zu nehmen hätte, einen Wagen auf seine Kosten an. Zwar machte ich von diesem Anerbieten nie Gebrauch, kann es aber zum Beweise seiner Feinheit und Erkenntlichkeit nicht füglich mit Stillschweigen übergehen.

Eben diese seine edle Dankbarkeit hält mich in der Erzählung seiner häuslichen Verfassung auf, den Faden derselben zu verfolgen; sie machts, daß ich mir eine kleine Ausschweifung erlaube und einige Züge aus Kants früherm Leben hinzeichne. Bis zum höchsten Alter blieben seinem edlen Herzen die genossenen Wohlthaten unvergeßlich, und das Andenken an seine Wohlthäter ihm heilig. Er that jederzeit, was er sollte, und daher war Reue über unterlassene Pflicht eine ihm fremde Empfindung. Aber eine, mehr ehrenvolle als tadelnswürdige, Ausnahme fand Statt. Er bedauerte es sehr, daß er es bis zur Zeit seines

Unvermögens verschoben hatte, dem verdienstvollen Franz Albert Schulz, Doktor der Theologie, Pfarrer in der Altstadt, und zugleich Direktor des Kollegii Fridericiani, ein Ehrendenkmal, wie er es nannte, in seinen Schriften zu setzen. Dieser große Menschenkenner entdeckte zuerst Kants große und seltene Anlagen und zog das unbemerkte Genie, das ohne seinen Beytritt, vielleicht verkümmert wäre, hervor. Ihm verdankt Kant das, was er wurde, und die gelehrte Welt das, was sie durch seine Ausbildung gewann. Schulz beredete Kants Eltern, daß sie ihren Sohn studiren lassen möchten, und unterstützte ihn auf eine Weise, die mit Kants und seiner Eltern Ehrgefühl bestehen konnte, da sie einer baaren Unterstützung auswichen. Er versorgte Kants Eltern mit Holz, das er ihnen gewöhnlich unverhofft und unentgeldlich anfahren ließ. Die eigene Aeußerung Kants gegen mich über den Vermögenszustand seiner Eltern, von

denen man so verschieden spricht, verdienen hier eine Stelle. Seine Eltern waren nicht reich, aber auch durchaus nicht so arm, daß sie Mangel leiden durften; vielweniger, daß Noth und Nahrungssorgen sie hätten drücken sollen. Sie verdienten so viel, als sie für ihr Hauswesen und die Erziehung ihrer Kinder nöthig hatten. Dem ungeachtet erinnerte sich Kant jener, wenn gleich für die damalige Zeit, nicht eben so bedeutenden Unterstützung, und der schonenden Delikatesse, mit welcher Schulz sie seinen Eltern und ihm, da er auf der Akademie war, zufließen ließ, lobte seinen edlen Charakter, den er schon im Hause seiner Eltern, die Schulz oft besuchte, kennen gelernt hatte, und verdankte ihm die Empfehlung an seine Eltern: auf die Talente ihres Sohnes aufmerksam zu seyn, und ihre Ausbildung zu befördern, mit vieler Rührung.

Mit den regesten Gefühlen einer aufrichti-

gen Verehrung und kindlichen Zärtlichkeit dachte **Kant** an seine Mutter. Ich liefere die Geschichte so, wie ich sie aus einer doppelten Quelle geschöpft habe, theils wie sie mir **Kant** in den Stunden vertrauter Unterhaltung über Familienangelegenheiten, mit Weglassung der Umstände, deren Erwähnung seine Bescheidenheit verbot, erzählte, theils aus dem, was seine jetzt noch lebende Schwester hinzu fügte, der die Erzählung der zum Lobe **Kants** gereichenden Umstände eher anstand, als ihm. Nach **Kants** Urtheil war seine Mutter eine Frau von großem natürlichem Verstande, den ihr Sohn als mütterliches Erbtheil von ihr erhielt, einem edlen Herzen und einer ächten durchaus nicht schwärmerischen Religiosität. Mit der innigsten Erkenntlichkeit verdankte **Kant** ihr ganz die erste Bildung seines Charakters und zum Theil die ersten Grundlagen zu dem, was er später wurde. Sie hatte ihre Anlagen selbst nicht

vernachlässiget, und besaß eine Art von Bildung, die sie wahrscheinlich sich selbst gegeben hatte. Sie schrieb, nach dem Wenigen zu urtheilen, was ich als Familiennachricht von ihrer Hand aufgezeichnet sah, ziemlich orthographisch. Für ihren Stand und ihr Zeitalter war das viel und selten. Durch Schulz aufmerksam gemacht, entdeckte sie auch selbst bald die großen Fähigkeiten ihres Sohnes, die natürlich ihr mütterliches Herz an ihn fesselten und sie veranlaßten, auf seine Erziehung alle nur mögliche Sorgfalt zu verwenden. Da sie eine durchaus rechtliche Frau, ihr Gatte ein redlicher Mann und beyde Freunde der Wahrheit waren; da aus ihrem Munde keine einzige Lüge ging; kein Mißverständniß die häusliche Eintracht stöhrte; da endlich keine gegenseitige Vorwürfe, in Gegenwart der Kinder, die Achtung derselben für ihre gutgesinnten Eltern schwächten: so wirkte dieses gute Beyspiel sehr vortheilhaft auf Kants Cha-

rakter. Keine Fehler der Erziehung erschwer-
ten ihm daher das Geschäfte späterer Selbst-
bildung, die oft unvermögend ist, es gänzlich
zu verhindern, daß jene nicht durchschimmern
sollten. Seine Mutter nahm früh ihre Pflicht
wahr: sie wußte bey ihrem Erziehungsgeschäfte
Annehmlichkeit mit Nutzen zu verbinden,
ging mit ihrem Manelchen (so verstümmelte
mütterliche Zärtlichkeit den Namen Immanuel,
mit dem sein Geburtstag, der 22 April, im Ca-
lender bezeichnet ist,) oft ins Freye, sie machte
ihn auf die Gegenstände in der Natur und
manche Erscheinungen in derselben aufmerksam,
lehrte ihn manche nützliche Kräuter kennen,
sagte ihm sogar vom Bau des Himmels so
viel, als sie selbst wußte, und bewunderte sei-
nen Scharfsinn und seine Fassungskraft. Bey
manchen Fragen ihres Sohnes gerieth sie dann
freylich oft etwas ins Gedränge. Wer aber
sollte eine solche Verlegenheit sich nicht sehr
gern gewünscht haben? So bald Kant in

die Schule ging, noch mehr aber, als er auf der Akademie war, erhielten diese fortgesetzten Spaziergänge eine veränderte Gestalt. Was ihr unerklärbar war, konnte ihr Sohn ihr begreiflich machen. Daher eröffnete sich für diese glückliche Mutter eine doppelte Quelle der Freude: Sie erhielt neue ihr unbekannte Aufschlüsse, nach denen sie so begierig war; sie erhielt sie von ihrem Sohne und mit denselben zugleich die Beweise seiner schnell gemachten Fortschritte, die ihre Aussichten für die Zukunft ungemein erheiterten. Wahrscheinlich waren bey aller mütterlichen Vorliebe, die die Erwartungen von Kindern so leicht zu vergrößern pflegt, doch dieselben nicht so weit gegangen, als Kant sie hernach übertraf, von denen sie aber den Zeitpunkt ihrer Erfüllung nicht erlebte. Kant bedauerte ihren Tod mit der liebevollen, zärtlichen Wehmuth eines gutartigen und dankbaren Sohnes, und war in seinem letzten Lebensjahre bey der Erzählung

der ihn veranlassenden Umstände, jedesmal noch innig über ihren, für ihn so frühen Verlust, gerührt. Ein merkwürdiger Umstand hatte ihn beschleuniget. Kants Mutter hatte eine Freundin, die sie zärtlich liebte. Letztere war mit einem Manne verlobt, dem sie ihr ganzes Herz, doch ohne Verletzung ihrer Unschuld und Tugend, geschenkt hatte. Ungeachtet der gegebenen Versicherung sie zu ehelichen wurde er aber treulos, und gab bald darauf einer andern die Hand. Die Folge davon, für die Getäuschte, war ein tödtliches hitziges Fieber, in welches Gram und Schmerz sie stürzten. Sie weigerte sich in dieser Krankheit die ihr verordneten Heilmittel zu nehmen. Ihre Freundin, die sie auf ihrem Sterbebette pflegte, reichte ihr den angefüllten Löffel hin. Die Kranke weigerte sich die Arzeney zu nehmen, und schützte vor: daß sie einen widerlichen Geschmack habe. Kants Mutter glaubte sie nicht besser vom Gegentheil überzeugen zu

können, als wenn sie denselben Löffel mit Medizin, den die Kranke schon gekostet hatte, zu sich nehme. Ekel und kalter Schauder überfällt sie aber in dem Augenblick, als sie dieses gethan hatte. Die Einbildungskraft vermehrt und erhöht beydes, und da noch der Umstand hinzu kam, daß sie Flecken am Liebe ihrer Freundin entdeckte, die sie als Petechien erkennt, so erklärt sie sofort: diese Veranlassung sey ihr Tod, legt sich noch an demselben Tage und stirbt bald darauf als ein Opfer der Freundschaft.

So erkenntlich Kant gegen die Wohlthaten seiner verstorbenen Freunde war, so billig war er auch in Beurtheilung seiner übrigen Nebenmenschen. Er sprach von keinem schlecht. Den Gesprächen, die auf grobe Laster der Menschen Bezug hatten, wich er gerne aus, als wenn die Erwähnung ihrer schlechten Handlungen den Wohlstand in der Unterhaltung redlicher Leute beleidigte. Minder straf-

bare Vergehungen und Verletzung der Pflichten schienen ihm wenigstens ein unwürdiger Gegenstand des Gespräches zu seyn, den er bald gegen einen würdigen verwechselte. Jedem Verdienste ließ er Gerechtigkeit wiederfahren und suchte Leuten von Verdienst, ohne daß sie es wußten, zur Anstellung zu verhelfen. Keine Spur von Rivalität, vielweniger von Brodneid fand bey ihm Statt. Er bemühte sich dem Anfänger zu helfen und sein Fortkommen zu befördern. Mit der größten Achtung sprach er von seinen Kollegen. Sehr angelegentlich erkundigte er sich nach dem Befinden des Hrn. H. P. S. bey dem Hausfreunde desselben, der wöchentlich an seinem Tische speisete. Von einem andern seiner Mitarbeiter und ehemaligen würdigen Zuhörer, der zwar nicht durch viele Schriften, desto mehr aber durch seine unermüdeten Vorlesungen und der darin bewiesenen Gelehrsamkeit in so verschiedenen Fächern zur Verbreitung

nützli-

nützlicher Kenntnisse wirkte, legte Kant als großer Menschenkenner ein sehr ehrenvolles Zeugniß ab. Er versicherte nemlich, daß in seiner vieljährigen Menschenbeobachtung ihm kein scharfsinnigerer Kopf, kein größeres Genie vorgekommen sey. Er behauptete, daß er zu jeder und der tiefsten Wissenschaft aufgelegt, und daß er alles, was der menschliche Verstand zu fassen fähig wäre, sich zu eigen machen könnte, und daß mit einer solchen Schnelligkeit, mit welcher er es vermochte, nicht leicht Jemand ins Innere der Wissenschaften eindringen würde. Er setzte ihn Kepplern zur Seite, von dem er behauptete, daß er, so viel er urtheilen könnte, der scharfsinnigste Denker gewesen sey, der je gebohren worden. Viele seiner Kollegen zog er an seinen Tisch und wußte eines jeden Vorzug gehörig zu würdigen. Dieses sein allgemeines Wohlwollen gegen Menschen machte es ihm daher unmöglich, von irgend einem Stande

verächtlich zu denken oder zu sprechen, seine Verachtung traf unwürdige Mitglieder eines jeden Standes, die aber selten in laute Aeußerungen überging.

Nach dieser Einschaltung knüpfe ich den abgerissenen Faden der Erzählung von Kants häuslichem Leben wieder an. Kant zeigte mir einige frühere Entwürfe seines Testaments, das er selbst deponirt hatte, in denen bald dieser bald jener seiner Tischfreunde zu seinem Testamentsvollzieher ernannt, wieder ausgestrichen, und in denen zuletzt mein Name allein stehen geblieben war. Er erklärte dabey, daß er sich jetzt nicht erinnere, ob er einen Testamentsvollzieher, vielweniger wen er hierzu wirklich bestimmt habe, verlangte aber von mir, daß ich dieses Geschäfte nach seinem Tode übernehmen sollte. Ich übernahm es mit der Bedingung, daß, wenn ein Testamentsvollzieher in seinem niedergelegten letzten Willen bestimmt wäre, dem er etwas für seine Be-

mühung zugesichert hätte, dieser auch das für ihn Bestimmte nach seinem Tode nicht verliehren möchte. Kant fand diesen Vorschlag der Billigkeit gemäß und übergab im Jahre 1801 den Deputirten des akademischen Senats einen Nachtrag zu seinem Testamente, in dem er mich, mit aller nach den Landesgesetzen möglichen Ausdehnung nach vorhergegangener Rathserholung bey seinen juristischen Freunden, als Testamentsvollzieher bestätigte. Den Tag zuvor war er etwas ängstlich, ob er auch etwas zu meinem Nachtheil bey der Uebergabe versehen würde, verlangte bey diesem Act meine Gegenwart, an welche er bey allen seinen Unternehmungen sich gewöhnt hatte; ließ sich aber bedeuten, als ich ihm die Sache als unzulässig vorstellte, und willigte ein, daß ein anderer seiner Tischfreunde der Uebergabe beywohnte. Als ich nach vollbrachtem Act Mittags bey ihm aß; so leerte er ein Glas Wein mit dem Trinkspruche aus: Weil heute alles so gut gegan-

gen, und setzte scherzend und lächelnd hinzu; und ohne Spektakel abgelaufen ist. Er sprach viel und froh über die heute vollbrachte Sache; doch so verblümt, daß der zweyte Tischgast nicht wußte, wovon die Rede sey. Diese tropische Art sich in Gegenwart eines andern auszudrücken war sonst Kant nicht eigen, nur heute erlaubte er sich eine Ausnahme. Durch kein förmliches Versprechen hatte ich mich irgend etwas für ihn zu thun verpflichtet. Dieses mir abzufordern; dazu war Kant zu diskret, und ich zu behutsam ihm ein solches bestimmt zu geben; weil die Hindernisse, es zu halten, nicht vorauszusehen waren. Ohne vorhergegangene Erklärung waren wir beyde fast mit einander einverstanden, und jeder Theil wußte, was er von dem andern zu erwarten hatte. Hätte Kants Schwäche eine solche Richtung genommen, daß ein freyer Mann seine etwannige Behandlung und die Aeußerungen seines Unwillens schlechterdings

nicht hätte ertragen können, so war mir durch kein Versprechen der Rückzug zu einer verhältnißmäßigen Entfernung benommen. Mit Offenherzigkeit gestehe ich meinen Zweifel, wie ich bey seiner damaligen Schwäche es nicht für ganz unmöglich hielt, daß er etwa durch einen Machtspruch meine gute Vorkehrungen, z. B. in Absicht seines Gesindes, durch seine Schwäche verleitet, hätte vernichten, durch Nachgiebigkeit, in ihren unerlaubten und ihm nachtheiligen Zumuthungen, die Parthey desselben nehmen und mich dadurch kompromittiren können. Aber ich gestehe, daß ich ihm durch diese Vermuthung Unrecht that und ich zu schwach war, seine wahre Größe ganz zu fassen, denn, wenn er wegen Schwäche seines jetzt kürzern Gesichts mich bisweilen mit seinem Diener verwechselte, und zu mir in einem Tone sprach, den er sonst gegen denselben anzunehmen gewohnt war; so war er jedesmal, so bald er seinen Irrthum erkannte, in einer

peinlichen Verlegenheit, aus der deutlich zu ersehen war, daß er gerne die Meinung bey mir hervorbringen wollte, als hätte er sich im Gespräche nicht an mich gewandt, sondern wirklich zu seinem Diener gesprochen. Ich vermied daher, so viel als möglich, ihm diese Verwechselung bemerkbar zu machen. Gelang aber dieser Versuch nicht, so war sein Wiederruf des Gesagten für mich beugend und peinigend.

In sein häusliches Verhältniß gehört auch sein erster Diener, Martin Lampe. Dieser war aus Würzburg gebürtig, Soldat in preußischen Diensten gewesen, und nach erhaltenem Abschiede vom Regiment in den Dienst bey Kant getreten, dem er gegen vierzig Jahre vorstand. Anfänglich, bey einer guten Führung, hielt Kant sehr viel auf ihn, und bezeigte sich gegen ihn sehr wohlthätig. Aber gerade diese Liberalität Kants wurde auch

die Ursache, warum Lampe sich einer üblen Gewohnheit, zu welcher sein reichliches Auskommen ihn mit verleitete, hingab. Er mißbrauchte die Güte seines Herrn auf eine unedle Art, drang ihm Zulagen ab, kam zur unrechten Zeit nach Hause, zankte sich mit der Aufwärterin, und wurde überhaupt mit jedem Tage unbrauchbarer zur Bedienung seines Herrn. Dieses veränderte Betragen brachte eine veränderte Gesinnung Kants gegen ihn unvermeidlich zuwege. Er faßte den Entschluß, sich von ihm zu trennen, der mit einem jeden Tage immermehr seiner Ausführung entgegen reifte. Ich hatte Ursache zu vermuthen, daß die Aeußerung desselben nicht eine bloße leere Drohung oder ein Besserungsversuch für Lampe, sondern Kants wahrer Ernst sey, suchte letztern indessen mit Gründen wieder zu besänftigen, und den Aufschub der Ausführung zu bewirken, besonders da ich voraus sahe, daß die Trennung unvermeidlich, aber auch mit

großen Schwierigkeiten für Kant, mich, Lampe, und seinen neuen Diener verbunden seyn würde. Es sollte ein mit Kant grau, aber anstößig gewordener Diener abgeschafft werden. Beyde hatten sich an einander gewöhnt: ich sollte die Mittelsperson zwischen beyden seyn. Kant hätte der Schritt gereuen, und er darauf bestehen können, ihn wieder in sein Haus zu nehmen — Wie weit wäre dann Lampens Brutalität gegen Kant und mich gegangen, wenn er einen so deutlichen Beweis seiner Unentbehrlichkeit erhalten hätte? Und wo war so leicht außer der Zeit, ein treuer, an Eingezogenheit gewohnter Diener herzunehmen, der in Kants lange Gewohnheiten sich zu schicken gewußt haben würde? Ich suchte also diesen drohenden Blitzschlag oft und noch immer unschädlich abzuleiten; obgleich die Bekanntschaft mit Kants Charakter mit Sicherheit vermuthen ließ, daß, wenn es ihm einmal rechter Ernst würde, Lampen zu entlassen, ihn nichts

von seinem Vorsatze so leicht abbringen würde, wie dieses auch der Erfolg zeigte.

Mit dem weichsten Herzen verband Kant den festesten Charakter aufs innigste. Gab er einmal sein Wort, so war dieses bey seiner unerschütterlichen Festigkeit mehr werth, als Edschwüre Anderer. Und diese Zuverlässigkeit hat es mir oft erleichtert, seinen Wünschen, deren Erfüllung Erkältung, Indigestion, oder andere Nachtheile für ihn zu Folge gehabt haben würde, eine andere Richtung zu seinem Vortheil zu geben. Ich durfte nach vorgehaltenen Gründen; besonders nach dem, daß sein Körper das, was demselben in frühern Jahren möglich gewesen wäre, in den spätern nicht ertragen könnte, nur sein Wort zur Annahme meines Vorschlages einmal erhalten; und der sehnlichste Wunsch war vernichtet. Er hatte mir sein Versprechen gegeben: mir in nützlichen Dingen zu folgen und — er hielt's.

Einige seiner Tischfreunde behaupteten: daß sie die Beschwerden, die ich mit Kant hatte, um Alles in der Welt nicht übernehmen wollten, und bedauerten mich; ich aber bedauerte mich selbst nie, und versichere, daß ich den Beystand, den ich Kant geleistet habe, keine Beschwerde nennen kann. Bey seiner Schwäche und Hülfsbedürftigkeit war ich ihm freylich Bedürfniß geworden, aber er mir gewiß noch weit mehr. Er sah mich gern, ich ihn gewiß noch lieber, und ich konnte keinen Tag ruhig zubringen, ehe ich ihn gesehen, und mich seiner erfreut hatte, besonders in den letzten Jahren seines Lebens. Ich nahm bey seinen Besuchen, auch wenn sein Zustand mir nahe ging, nie einen kleinmüthigen Ton an, den der Mann, der standhaft den herannahenden Uebeln des Alters die Spitze bot, nicht leiden konnte. Er war nicht so weichlich, daß er bedauert werden wollte. Lebhaft und vertrauungsvoll war meine Sprache, die ich gegen

ihn führte. Und so bedurfte er keines leidigen Trostes. Mein Zuruf: Non, si male nunc, sic erit et olim, war ihm genug. Ein solcher unbefangener freundschaftlicher Zuspruch erheiterte ihn bisweilen so, daß er mich oft seinen Trost nannte; eine Benennung, die seine Schwäche aus ihm sprach. Rührend war für mich der öftere Anblick in den letzten Zeiten, da er so hinfällig war, daß er nicht mehr lesen und schreiben konnte, ihn mit der Uhr in der Hand die Minute meiner Ankunft erwartend an der Thüre sitzen zu finden. Er fühlte nach langer Einsamkeit das Bedürfniß der Unterhaltung sehr dringend. Konnte es da Beschwerde für mich seyn, ihn täglich ohne Ausnahme zu besuchen?

Nach so vielen Jahren der Bekanntschaft, des Umgangs und (ich darf der Wahrheit gemäß den Ausdruck brauchen) der Vertraulichkeit, denn er hatte schon längst kein Geheimniß mehr für mich, konnte es nicht fehlen, daß

wir uns einander so ziemlich kennen gelernt hatten. Wenn dann nun der Mann von einem auf geprüften Grundsätzen unerschütterlich festgebauten Charakter, mit vollem Bewußtseyn dessen, was er sagte, gesetzt, ernst, entschlossen und vertrauungsvoll sich in der Art gegen mich ausdrückte: „Liebster Freund, wenn Sie eine Sache für mich vortheilhaft finden, und ich nicht; wenn ich sie für unnütz und nachtheilig halte, Sie sie mir aber anrathen, so will ich sie billigen und annehmen“, und wenn dieser Mann das auch wirklich that, wenn überdem bey gewissen Geschäften, wo die Mitwirkung Anderer erfordert wurde, ein jeder dazu Aufgeforderte sich freute, und beeiferte für Kant mitzuwirken, wenn seine Aufträge von der Art waren, daß kein redlicher Mann, sie auszuführen, auch nur Einen Augenblick anstehen und sein Gewissen erst um Rath fragen dürfte, wenn kein Widerstand zu fürchten, überall Beystand und Zuvorkommen zu erwarten war; so läßt sich wohl begrei-

sen, daß die Uebernehmung der Geschäfte Kants nicht eine solche Beschwerde war, als sie es beym ersten Anblick zu seyn schien. Kant war und blieb der determinirte Mann, dessen schwacher Fuß oft; dessen starke Seele nie wankte.

Daher konnte ein solches kühnes Wagstück, als die Trennung seines alten Dieners von ihm, auch nur bey ihm allein versucht und glücklich ausgeführet werden. Schon ehe diese wirkliche Trennung eintrat, sahe ich die Unmöglichkeit ein, daß Kant, der bey der Schwäche seiner Füße oft fiel, der Wartung eines Dieners allein überlassen werden konnte, der sich selbst zu halten oft unvermögend war, und, aus sehr verschiedenen Ursachen, ein gleiches Schicksal mit seinem Herrn hatte. Ueberdem that er durch Gelderpressungen, welche er aus Hoffnung sich Frieden und Ruhe zu erkaufen bewilligte, Lampens Neigung nur immer mehr Vorschub, und dieser sank tiefer. Hierzu kam

noch, daß er durch das Verbot: von keinem Andern, als von mir, Geld zu fordern, und durch den Ernst, mit dem ich ihm jeden Uebertretungsfall verwies, in eine Art von Hoffnungslosigkeit wegen der Rückkehr des ihm so behaglichen Status quo versetzt wurde. Nachher sah er sich fast auf seinen Gehalt eingeschränkt, und er selbst fand nun den Dienst bey Kant, im Vergleich mit den vorigen bessern goldenen Zeiten, nicht mehr so außerordentlich vortheilhaft. Eine andere Vorkehrung, an die ich oben dachte, mag vieles zur Verzweifelung an bessern Zeiten beygetragen haben. Gesetzt aber auch, alle diese Inkonvenienzen hätten nicht Statt gehabt, so machte der Umstand, daß die Kräfte des Dieners Kants zusehends mehr abnahmen, es nothwendig, auf die Besetzung seiner Stelle durch einen rüstigern und kraftvollern Mann bedacht zu werden. Ich hatte in Zeiten gehörige Vorkehrungen gemacht, und stand vor dem Bruche in voller Rüstung; suchte, fand,

und wählte einen Diener und erhielt ihn in einem Interimsdienst, von dem er sich an jedem Tage los machen konnte. Oft sprach ich bald sanft, bald ernstlich mit Lampe über den immer mehr der Ausführung sich nahenden Entschluß seines Herrn, ihn abzuschaffen, machte ihn auf sein trauriges Loos für die Zukunft aufmerksam, gab ihm ziemlich verständliche Winke darüber, daß im Fall seiner guten Aufführung nicht allein er, sondern auch seine Gattin und sein Kind glücklich werden sollten, vereinigte mich mit seiner Gattin, die ihn mit Thränen bat, sein eignes Wohl zu bedenken. Er versprach besser zu werden und — wurde schlechter. Endlich kam der Tag im Januar 1802, an dem Kant das ihn beugende Geständniß ablegte: Lampe hat sich so gegen mich vergangen, daß ich es zu sagen mich schäme. Ich drang nicht in ihn und kenne dieses gewiß grobe Vergehen nicht. Kant bestand auf seine Abschaffung, zwar nicht mit Groll, doch aber

mit männlichem Ernst. Seine Bitten an mich waren so dringend, daß ich noch früher als der andere Tischgast vom Tische aufzustehen mich gedrungen sah, und den in Bereitschaft stehenden Diener Johann Kaufmann holte. Lampe weiß von nichts, was vorgeht. Kaufmann kommt, Kant faßt ihn ins Auge, trifft auf der Stelle seinen Charakter und sagt: Er scheint mir ein ruhiger, ehrlicher und vernünftiger Mensch zu seyn. Wenn er sich ganz nach den Anweisungen dieses meines Freundes zu richten gesonnen ist, so habe ich nichts wider ihn; nur alles, was der ihm sagt, muß er pünktlich thun; was der mit ihm abmacht, das billige ich auch, und das soll er richtig erhalten. Kant sorgte also bey der ersten Unterredung mit seinem Diener dafür, mich bey ihm in Ansehen zu setzen. Am folgenden Tage wurde Lampe mit einer jährlichen Pension entlassen, mit der gerichtlich verschriebenen Bedingung: daß dieselbe von dem Augenblicke an

aufhöre,

aufhöre, wenn Lampe, oder ein von demselben Abgesandter, Kant behelligen würde.

Der Diener Johann Kaufmann war wie für Kant geschaffen und hatte bald wahre persönliche Liebe und Anhänglichkeit für seinen Herrn. Bey seinem Eintritt ins Kantsche Haus bekam die bisherige Lage in demselben eine ganz andere Gestalt zu ihrem Vortheil. Eintracht mit der Aufwärterin Kants, mit der Lampe vorhin im ewigen Streite lag, und mit der Kaufmann, wie es seyn muß, umzugehen verstand, war nun im Hause des Philosophen einheimisch, das vorher durch manche überlaute Auftritte, von denen Kant wußte und nicht wußte, entweiht war. Nun konnte er ohne Verdruß, dessen Erregung durch manche ärgerliche Vorfälle auch beym Philosophen unvermeidlich war, seine Tage ruhig verleben. So großmüthig er Lampen verzieh, so nöthig fand er es doch auch, seine bisherige, für Lampe fast übermäßig wohlthätige Disposition

zu ändern, und ihm nur die 40 Rthlr. Pension auf seine Lebenszeit zu sichern. In dem zweyten deshalb deponirten Nachtrage zu seinem Testamente zeigte er seinen Edelsinn und seine Großmuth auf eine auffallende Art. Er veränderte den ihm vorgeschlagenen Anfang desselben, der so lautete: Die schlechte Aufführung des L. machte es nothwendig ꝛc. in den Ausdruck: Gegründete Ursachen ꝛc. indem er sagte: „man kann ja den Ausdruck so mildern." Sechs und zwanzig Tage nach Lampens Abschaffung wurde dieser Nachtrag deponirt, und vom gerechten Unwillen war keine Spur in demselben anzutreffen. Lampe ließ einen Dienstschein fordern, ich legte ihn Kanten vor. Lange sann er nach, wie er die leergelassenen Stellen für sein Verhalten füllen sollte. Ich enthielt mich jedes Raths dabey, welches seinen Beyfall zu haben schien. Endlich schrieb er: er hat sich treu, aber für mich (Kanten) nicht mehr passend verhalten.

Je länger man mit Kant umging, desto mehr bisher ungekannte vortheilhafte Seiten lernte man an ihm kennen, und desto verehrungswürdiger mußte er erscheinen. Das zeigte sich auch bey seiner jetzigen Veränderung. Er war an den kleinsten Umstand durch seine ordentliche und gleichförmige Lebensart eine lange Reihe von Jahren hindurch so gewöhnt, daß eine Scheere, ein Federmesser, die nicht bloß zwey Zolle von ihrer Stätte, sondern nur in ihrer gewöhnlichen Richtung verschoben waren, ihn schon beunruhigten, die Versetzung größerer Gegenstände in seinem Zimmer; als eines Stuhles, oder gar die Vermehrung oder die Verminderung der Anzahl derselben in seiner Wohnstube, ihn aber gänzlich stöhrte, und sein Auge so lange an die Stelle hinzog, bis die alte Ordnung der Dinge wieder völlig hergestellet war.

Daher schien es unmöglich zu seyn, daß er sich an einen neuen Diener gewöhnen könn-

te, dessen Stimme, Gang u. dgl. ihm ganz befremdend waren. Aber auch in seiner Schwäche behielt er Geistesstärke genug, sich endlich daran zu gewöhnen, was die einmalige Lage der Dinge, besonders, wenn sie durch sein Wort sankzioniret war, nothwendig machte. Nur die laute Tenorstimme, das Schneidende und Trompeten-ähnliche derselben, wie er es nannte, war ihm an seinem neuen Diener empfindlich. „Er ist ein guter Mensch; aber er schreyt mir zu sehr," das war alles, was er mit einer Mischung von Sanftmuth und klagender Ungeduld sagte. In einem Zeitraume von wenigen Tagen hatte dieser sich an einen leiseren Ton gewöhnt, und alles war gut.

Dieser neue Diener schrieb und rechnete gut, und hatte in der Schule so viel gelernet, daß er jeden lateinischen Ausdruck, die Namen seiner Freunde, und die Titel der Bücher richtig aussprach. Ueber diesen Punkt richtiger

Benennung und Aussprache der Dinge und Wörter, waren Kant und Lampe stets uneins und lebten in einem ewigen Hader mit einander, der oft zu recht possierlichen Scenen Gelegenheit gab; besonders wenn Kant dem alten Würzburger die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher vorsagte.

In den mehr als dreyßig Jahren, in denen Lampe wöchentlich zweymal die Hartungschen Zeitungen gehohlt und wieder fortgetragen hatte, und wobey er jedesmal, damit sie nicht mit den Hamburger Zeitungen verwechselt würden, von Kant sie nennen hörte, hatte er ihren Namen nicht behalten können; er nannte sie die Hartmannsche Zeitung. „I was Hartmannsche Zeitung!“ brummte Kant mit finsterer Stirn. Darauf sprach er sehr laut, affektvoll und deutlich: „Sag er Hartungsche Zeitung.“ Nun stand der ehemalige Soldat geschultert und verdrüßlich darüber, daß er von Kant etwas lernen sollte, und sagte im rauhen Ton,

in dem er einst: Wer da? gerufen, Hartungsche Zeitung, nannte sie aber das nächste Mal wieder falsch.

Mit seinem neuen Bedienten kamen nun solche gelehrte Artikel ganz anders zu stehen. Fiel Kant ein Vers aus den lateinischen Dichtern ein so konnte dieser ihn nicht allein ziemlich richtig aufschreiben; sondern lernte ihn auch wohl bisweilen auswendig, und konnte ihn sogar rezitiren, wenn er Kant nicht gleich einfiel, welches der Fall mit dem Verse, Utere praesenti; coelo committe futura, war, den ich Kant in Augenblicken des Mißmuths, was am Ende bey seiner Schwäche mit ihm werden würde, vorsagte und den Kant, weil er ihn vorher nie gewußt hatte, oft wieder vergaß. Diesen sagte ihm sein Diener richtig vor. Ich war ihm bisweilen durch Uebersetzung und Erklärung behülflich. Durch diesen Kontrast und auffallenden Abstich von Lampe wurde Kant zu dem öftern Zeugniß gegen seinen Diener

vermocht: „Er ist ein vernünftiger und kluger Mensch.“

Ich hatte diesem neuen Diener den Tag vor dem Antritte seines Dienstes auf einem ganzen Bogen die kleinsten und unbedeutendsten Gewohnheiten und Gebräuche Kants nach der Tagesordnung aufgeschrieben, und er faßte sie mit Schnelligkeit. Er mußte mir vorher seine Manövres vormachen und so aufs Tempo geübt, trat er seinen Dienst an. Seine ersten Dienstleistungen gingen daher auch schon so geübt von statten, als wenn er Jahre lang bey Kant servirt hätte. Ich war den größten Theil des ersten Diensttages zugegen, um durch Winke, die er trefflich verstand, alles zu leiten und den kleinsten Verstoß gegen Kants Gewohnheiten und Gebräuche zu hindern. Von diesen war ich durch langen Umgang mit ihm sehr genau unterrichtet, nur bey seinem Theetrinken war kein Sterblicher je, außer Lampe, gewesen. Um das Nöthige anzuordnen, war ich

um 4 Uhr Morgens schon da. Es war der 1. Febr. 1802. Kant stand wie sonst vor 5 Uhr auf, fand mich, es befremdete ihn mein Besuch sehr. Vom Schlafe nur erwacht, konnte ich ihm den Zweck meiner Gegenwart anfänglich nicht begreiflich machen. Nun war guter Rath theuer. Keiner wußte, wo und wie der Theetisch gesetzt werden sollte. Kant war durch meine Gegenwart, durch die Abwesenheit des Lampe und durch den neuen Diener verwirrt gemacht, konnte sich in nichts finden, bis er endlich so recht aus dem Schlafe zu sich selbst kam. Nun setzte er sich den Theetisch selbst hin; aber es fehlte noch immer etwas, was Kant nicht angeben konnte. Ich sagte, ich wolle mit ihm eine Tasse Thee trinken und eine Pfeife mit ihm rauchen. Er nahm dieses nach seiner Humanität hoch auf, ich sah ihm aber den Zwang an, den er sich dabey anthat. Er konnte sich immer nicht finden. Ich saß gerade über ihm. Endlich kam er darauf und bat mich

sehr höflich, ich möchte mich so setzen, daß er mich nicht sehen könne; denn seit mehr als einem halben Jahrhundert habe er keine lebendige Seele beym Thee um sich gehabt. Ich that, was er verlangte, Johann ging in die Nebenstube, und kam nur dann, wenn Kant ihn rief. Nun war alles recht. Kant war gewohnt, wie ich schon oben erinnerte, seinen Thee allein zu trinken und bey demselben ganz ungestöhrt seinen Ideen nachzuhängen. Ob er gleich jetzt nicht mehr las oder schrieb, so war die Schwungkraft vieljähriger Gewohnheit auch noch jetzt sehr stark bey ihm, und er konnte keinen um sich dulden, ohne in die größte Unruhe versetzt zu werden. Eben so lief es ab, als ich an einem schönen Sommermorgen einen ähnlichen Versuch machte.

Nun waren wir in alle Geheimnisse der Gewohnheiten Kants eingeweiht, und am folgenden Tage gings mit dem Theetrinken besser. Noch lange sah Kant meinen ersten

Morgenbesuch als Traum oder Zauber an.

Nun ging alles mit dem neuen Diener nach Wunsch. Kant holte nun freyer Luft, lebte ruhig und zufrieden. Schlich sich ein kleiner Fehler in seiner Bedienung ein, so beschied er sich selbst, daß ein neuer Diener noch nicht ganz vertraut mit seinen kleinsten Gewohnheiten seyn könne.

Ein sonderbares Phänomen von Kants Schwäche war folgendes. Gewöhnlich schreibt man sich auf, was man nicht vergessen will; aber Kant schrieb in sein Büchelchen: der Name Lampe muß nun völlig vergessen werden.

Kant fand es anstößig, wie auch schon im Freymüthigen bemerkt worden, seinen Diener Kaufmann zu nennen, weil er zwey gebildete Kaufleute wöchentlich an seinen Tich zog. Bey einem frohen Mittagsmahl wurde daher nach Hersagung eines sehr possierlichen

Verses, den ich hier nicht anführen mag und dessen Schluß heißt: „Er soll Johannes heißen,“ beschlossen, den Diener nicht Kaufmann, sondern Johannes für die Zukunft zu nennen.

Um diese Zeit, nämlich im Winter 1802, zeigte sich jedesmal nach dem Essen, auf der rechten Seite seines Unterleibes, eine Erhöhung von einigen Zollen im Durchmesser der Fläche, die sich sehr verhärtet anfühlen ließ, und ihn nöthigte, jedesmal nach der Mahlzeit seine Kleider zu öffnen, weil sonst der Unterleib zu gepreßt war. Obgleich dieser Zufall keine besondere Beschwerde und Folgen für ihn hatte, so währte er doch ein halbes Jahr; wurde aber ohne alle Heilmittel besser, dergestalt, daß er nach einer mit vielem Appetit geendigten Mahlzeit seine Kleidungsstücke nicht mehr lüften durfte. So schwach auch sein Körper war, so hatte er doch noch Resoureen in sich selbst, um Uebeln vorzubeugen und selbst

die, die schon Wurzel geschlagen hatten, auszurotten.

Im Frühlinge rieth ich ihm an, sich Bewegungen zu machen. Schon seit vielen Jahren war er nicht ausgegangen, weil er auf seinen letzten Spaziergängen sehr abgemattet wurde. Oeffentlicher, herzlicher Dank sey dem unbekannten Manne von mir gebracht, der so viel Aufmerksamkeit für den schwachen ermüdeten Greis hatte, daß er gleich nach der gemachten Bemerkung, daß Kant sich bey seinen Spaziergängen am Lizent theils vor Ermüdung, theils der Aussicht wegen an eine Mauer lehne, eine Bank für ihn aufschlagen ließ, die Kant mit Dank benutzte, ohne zu wissen, von wem sie herrühre. Es war nicht rathsam ihm wegen der Schwächlichkeit in seinen Füßen eine Bewegung zu Fuß zu empfehlen. Da einige angestellte Versuche nicht den erwarteten Erfolg für ihn hatten, so waren die Bewegungen im Wagen vorzuziehen.

Kant besuchte seinen Garten, der Regel nach, nie. Als er aber nach vielen Jahren, in denen er ihn nicht gesehen hatte, im Frühlinge 1802 hinein geführet wurde, so war die Erscheinung ihm so neu, daß er sich in demselben gar nicht orientiren konnte. Meine Auskunft, die ich ihm über die Lage desselben und den Zusammenhang mit seinem Hause geben wollte, schien ihm lästig zu werden. Er sagte: Er wisse gar nicht wo er sey, fühlte sich beklommen, wie auf einer wüsten Insel und sehnte sich dahin, wo er gewesen war. Alle diese Erscheinungen waren Folgen von der Gewohnheit, sich stets unter den Gegenständen seiner Studirstube aufzuhalten, die ihn jetzt nicht umgaben, deren Abwesenheit ihm Sehnsucht nach ihnen erregte, und ihn beklommen machte. Zur Erklärung der sonderbarsten Erscheinungen, die von Kants Schwäche entstanden, durfte man oft nur einen unbedeutenden Umstand wissen, und alles Räthselhafte

dabey, lösete sich schnell auf. Durch steten Umgang mit ihm, konnte ich mich ihm sehr leicht verständlich machen. Mir waren daher auch diese seine sonderbaren und jeden Andern befremdenden Aeußerungen in seinem Garten, und auch ähnliche nicht auffallend. Obgleich der Aufenthalt in freyer Luft nur wenige Augenblicke dauerte, so war er doch von ihr etwas benommen. Indessen war doch schon ein Schritt zur Wiederangewöhnung der Luft gethan, die Kant so lange nicht eingeathmet hatte. Die wiederhohlten Versuche waren von besserm Erfolg begleitet. Er trank bisweilen eine Tasse Kaffee, welches er vorher nie gethan hatte, in seinem Garten, und fand überhaupt eine Veränderung seiner bisherigen Lage behaglich. Es kam bey ihm nur auf Vorschläge an, die ein Anderer ihm machte. Er selbst wäre schwerlich auf den Einfall gekommen, eine Abwechselung zu wagen.

Schon früher machte der Frühling auf

ihn keinen sonderlichen Eindruck, er sehnte sich nicht wie ein Anderer am Ende des Winters nach dem baldigen Eintritt dieser erheiternden Jahreszeit. Wenn die Sonne höher stieg und wärmer schien, wenn die Bäume ausschlugen und blühten und ich ihn dann darauf aufmerksam machte; so sagte er kalt und gleichgültig: „Das ist ja alle Jahre so, und gerade eben so.“ Nur Ein Ereigniß machte ihm aber auch dafür desto mehr Freude, so, daß er die Rückkehr desselben nicht sehnlich genug erwarten konnte. Schon die Erinnerung im angehenden Frühlinge, daß er bald eintreten würde, erheiterte ihn lange voraus; der nähere Eintritt machte ihn täglich aufmerksamer und spannte seine Erwartung aufs höchste; der wirkliche aber machte ihm große Freude. Und diese einzige Freude, die ihm noch die Natur, bey dem sonst so großen Reichthum ihrer Reitze gewährte, war — die Wiederkunft einer Grasmücke, die vor seinem Fenster und in seinem Garten

sang. Auch im freudenleeren Alter, blieb ihm diese einzige Freude noch übrig. Blieb seine Freundin zu lange aus, so sagte er: „Auf den „Appenninen muß noch eine große Kälte „seyn;“ und er wünschte dieser seiner Freundin, die entweder in eigener Person, oder in ihren Abkömmlingen ihn wieder besuchen sollte, mit vieler Zärtlichkeit eine gute Witterung zu ihrer weiten Reise. Er war überhaupt ein Freund seiner Nachbaren aus dem Reiche der Vögel. Den unter seinem Dache nistenden Sperlingen hätte er gerne etwas zugewandt, besonders wenn sie sich an die Fenster seiner ruhigen Studirstube anklammerten, welches sehr oft, wegen der darin herrschenden Stille, geschah. Er wollte aus dem melancholischen eintönigen und oft wiederhohlten Gezwitscher derselben auf die beharrliche Sprödigkeit der weiblichen Sperlinge schließen, nannte diese melancholischen Stümper von Sänger: Abgeschlagene und Kümmerer, wie

bey

bey den Hirschen, und bedauerte diese einsamen Geschöpfe. Als Züge seiner Gutmüthigkeit auch selbst gegen Thiere, die man zu vertilgen sucht, glaubte ich diesen Umstand nicht übergehen zu müssen; weil auch kleine lichte Striche zum lebhaften Kolorit des Gemähldes das Ihrige beytragen, und wie viele solcher kleiner Striche und Punkte sind nicht im Charaktergemählde Kants anzutreffen, die das Ganze erheben!

Er wurde immer vertrauter mit der ihm ganz fremd gewordenen freyen Luft, und es ward nun ein heroischer Versuch zu einer Ausfahrt gemacht. Kant weigerte sich, ihn zu wagen. Ich werde wie ein Waschlappen im Wagen zusammenfallen, sagte er. Ich bestand mit sanfter Beharrlichkeit auf den Versuch, nur durch die Straße, in der er wohnte, mit ihm zu fahren, mit der Zusicherung, sogleich umzukehren, wenn er das Fahren nicht ertragen könne. Nur spät im Sommer bey einer

Wärme von 18° nach Reaumur wurde dieser Versuch gemacht. Hr. C. R. H. ein würdiger, treuer, unverdrossener und bis ans Ende ausdauernder Freund Kants, war unser Begleiter auf dieser Spazierfahrt nach einem kleinen Lustort vor dem Steindamschen Thore, den ich mit einem andern meiner Freunde auf einige Jahre gemiethet habe. Kant verjüngte sich gleichsam, als er die ihm bekannte Gegenstände nach einigen Jahren wieder sah, wieder kannte und die Thürme und öffentlichen Gebäude zu nennen wußte. Wie freute er sich nun aber, daß er so viel Kräfte hätte, aufrecht zu sitzen und sich, ohne besondere Beschwerde zu fühlen, im Wagen wacker rütteln lassen konnte. Wir kamen froh an den Ort unserer Bestimmung. Er trank eine Tasse Kaffee, die schon bereitet stand, versuchte eine halbe Pfeife zu rauchen, welches nie vorher außer der Zeit der Fall gewesen war, hörte die Menge Vögel, die sich an diesem Orte häufig aufhalten, mit

Wohlgefallen singen, unterschied jeden Gesang und nannte jeden Vogel; hielt sich etwa eine halbe Stunde auf und fuhr ziemlich heiter, doch des Vergnügens satt, nach Hause.

Ich wagte es nicht, ihm an einen öffentlichen häufig besuchten Ort hinzuführen, um ihn nicht, den ihm vielleicht lästigen Blicken der Neugierigen, zu sehr auszusetzen, und durch die peinliche Lage eines genau Beobachteten sein Vergnügen zu stöhren. Das Publikum hatte ihn lange nicht gesehen; so bald daher der Wagen nur vor seiner Thüre stand, so hatten, auch selbst Leute von Stande, sich um denselben schon versammelt, um Kant noch vielleicht zum ersten und letzten Mahle zu sehen. Nach einigen Besuchen in meinem, an meiner Wohnung gelegenen, Garten endeten sich mit dem eintretenden Herbste unsere Ausfahrten für dieses Jahr. Die Bewegungen ermüdeten zwar Kant; aber er schlief ruhiger in der folgenden Nacht und war den Tag dar-

auf heiterer, und gestärkter, auch schmeckten und bekamen die Speisen ihm besser.

Bey herannahendem Winter klagte er mehr, als sonst über einen Zufall, den er die Blähung auf dem Magenmunde nannte, und den kein Arzt erklären, vielweniger heilen konnte. Ein Aufstoßen war ihm wohlthätig, der Genuß der Speisen schaffte ihm kurze Erleichterung, machte ihn sein Uebel vergessen und stimmte seinen Mißmuth etwas um. Der Winter ging unter öftern Klagen dahin: er wünschte, des Lebens müde, am Ziele zu seyn, und sagte: „er könne nicht mehr der Welt „nützen, und wisse nicht, was er mit sich an„fangen solle.“ Sein Zustand war räthselhaft, da er keine Schmerzen fühlte, und sein ganzes Benehmen und seine Aeußerungen doch auf die unangenehmsten körperlichen Empfindung schließen ließen. Ich erheiterte ihn mit dem Gedanken künftiger Ausfahrten im Sommer: diese nannte er in zunehmender Grada-

tion, zuerst Fahrten, sodann Reisen ins Land und endlich weite Reisen. Er dachte mit einer an Ungeduld grenzenden Sehnsucht an den Frühling und Sommer, nicht ihrer Reitze wegen; sondern nur als der zu Reisen geschickten Jahreszeiten; schrieb sich frühe in sein Büchelchen: „Junius, Julius und August sind die drey Sommermonate“ (nemlich in denen man am besten reisen kann). Das Andenken an diese Reisen that Wunder zur Erheiterung Kants. Seine Art etwas zu wünschen, war so sympathetisch, daß man es bedauerte, durch keine Zauberkraft seine Sehnsucht stillen zu können.

Jetzt ließ er bey abnehmender Lebenswärme oft sein Schlafzimmer heitzen. Er vergönnte aber nicht leicht Jemandem den Zutritt in dasselbe. In dieser Stube standen auch seine Bücher etwa 450 an der Zahl; die zum Theil Geschenke von ihren Verfassern waren. Da er in frühern Jahren Bibliothekar der hiesigen

königl. Schloßbibliothek gewesen war, in der sich so manche vortreffliche Werke und besonders Reisebeschreibungen, die eigentliche Goldgrube für seine physische Geographie, befanden; da er ferner von seinem Verleger die neuesten Sachen zur Ansicht erhielt: so konnte er leichter als ein anderer akademischer Lehrer einer zahlreichen Büchersammlung entbehren.

Gegen das Ende des Winters fing er an, über unangenehme ihn aufschreckende Träume zu klagen. Oft tönten Melodien der Volkslieder, die er in der frühsten Jugend von Knaben auf der Straße singen gehört hatte, ihm lästig in den Ohren und er konnte sich bey aller angestrengten Abstraktionskraft nicht davon losmachen. Läppische Schulschnurren aus den Kinderjahren fielen ihm oft ein. Darf ich eine anführen? Vacca eine Zange, forceps eine Kuh, rusticus ein Knebelbart; ein nebulo bist du. Man will behaupten, daß im höchsten Alter dergleichen Läppereyen den Grei-

sen lästig werden, und sie durch unwillkührliche Rückkehr martern. Bey Kant war dieses der Fall. Sowohl diese, als auch ähnliche sinnlose Verse, so wie seine Träume stöhrten ihn des Nachts, jene verzögerten sein Einschlafen; diese scheuchten ihn fürchterlich auf, wenn er noch so fest schlief, und raubten ihm die nächtliche Ruhe, dieses stärkende Erhohlungsmittel für schwache Greise. Fast in jeder Nacht zog er nun die durch die Decke seines Schlafzimmers geleitete Klingelschnur, die die Glocke in der über seinem Bette befindlichen Bedientenstube in Bewegung setzte. So schnell auch der Bediente aufstehen und herab eilen mochte; so kam er doch stets zu spät. Er fand seinen Herrn, der schon aus dem Bette gesprungen war, und der, wie schon erwähnt ist, das Zeitmaaß gänzlich verlohren hatte, oft schon im Vorhause. Seine Schwäche in den Füßen, die sogleich, nach dem Aufstehen vornemlich, durch die horizontale Richtung des

Körpers, in der Kant stundenlang sich fast steif gelegen hatte, vermehrt war, verursachte manche Fälle, die, die blauen Stellen abgerechnet, für ihn nicht schädlich waren; deren Folgen aber, wenn ihnen nicht in Zeiten Einhalt gethan worden wäre, hätten tödtlich werden können.

Ich entschloß mich daher, Kant einen Vorschlag zu machen, von dem ich freylich mit ziemlicher Sicherheit vermuthen konnte, daß er die Annahme desselben so lange als möglich verweigern würde, nemlich den: seinen Bedienten mit ihm in Einem Zimmer schlafen zu lassen. Ich kannte die Macht langer Gewohnheit auf Kant. Er sträubte sich, doch stets mit sanfter Heiterkeit, dagegen. Ich hielt ihm seine willkührlich gegebene Versicherung vor: daß er, wenn er den Nutzen eines Vorschlages auch nicht einsähe, oder ihn unnöthig fände, ihn doch annehmen wollte, und die Sache war nach meinen Wünschen abgemacht. Es ertönten anfänglich noch manche Klagen, daß die

Gegenwart eines Andern ihn im Schlafe stöhre; ich berief mich aber auf die Nothwendigkeit der Sache, um auf sein mir gegebenes Versprechen, meinen Vorschlägen zu folgen und bald verhallten auch die letzten Klagen. Nach kurzer Zeit dankte Kant mir herzlich für diese Maaßregel; sie vermehrte nicht nur sein Zutrauen zu mir, sondern beschleunigte auch die Annahme und Befolgung der übrigen, die ich seinetwegen traf.

Seine Beängstigungen oder Blähungen auf dem Magenmunde wurden nun immer heftiger. Er versuchte sogar den Gebrauch einiger Arzeneymittel, wogegen er sonst geeifert hatte: einige Tropfen Rum auf Zucker, Naphtha, Bittererde, Blähzucker; doch das Alles waren nur Palliative, und eine Radikalkur verhinderte sein hohes Alter. Seine furchtbaren Träume wurden immer schrecklicher und seine Phantasie setzte aus einzelnen Scenen der Träume ganze furchtbare Trauerspiele

zusammen, deren Eindruck so mächtig war, daß ihr Schwung noch lange im Wachen bey ihm fortwirkte. Er dünkte sich fast nächtlich mit Räubern und Mördern umgeben. In furchtbarer Progression ging diese nächtliche Beunruhigung durch Träume dergestalt fort, daß er in den ersten Augenblicken nach dem Erwachen seinen, ihm zur Beruhigung und Hülfe eilenden Diener, für einen Mörder ansah. Wir sprachen im Tage über die Nichtigkeit seiner Furcht; Kant belachte sie selbst und schrieb sich in sein Büchelchen: Es muß keine Nachtschwärmerey Statt finden.

Daß Kants Schlafzimmer absichtlich verfinstert war, ist schon gesagt. Sahe er nun draußen Dämmerung, oder noch Tageslicht, so hielt er dieses für künstliche Betrügerey, die ihn furchtsam machte. Es wurde also auf meinen Vorschlag des Nachts Licht gebrannt. Anfangs konnte er dieses nicht

leiden; allein es wurde zuerst vor die Stuben-thür und späterhin ins Zimmer selbst, in einen Nachtleuchter, welcher zur Vermeidung alles Schadens in einer Schaale mit Wasser stand, gesetzet, doch so, daß der Schein davon ihn nicht traf. Auch an diese Veränderung gewöhnte er sich bald.

Er fing nun an sich immer uneigentlicher auszudrücken. Er wünschte bey seiner jetzt oft eintretenden Schlaflosigkeit eine Schlaguhr; ich lieh ihm eine. Ob sie gleich nur eine simple Schlaguhr war, so nannte er, der keine Töne in der Nacht zu hören gewohnt war, die Töne derselben eine Flöten-Musik und bat mich täglich, sie ihm doch ja zu lassen. Er wiederholte seine Bitte, und ich meine feyerliche Versicherung, sie nicht eher zurück zu nehmen, bis er sie nicht länger haben wollte. Bald aber klagte er über Stöhrung, die die helle Glocke ihm machte. Ich überzog den Hammer mit Tuch und die Stöhrung war gehoben.

Sein Appetit war jetzt nicht mehr so gut, als gewöhnlich. Diese verminderte Eßlust schien mir keine gute Vorbedeutung zu seyn. Man will behaupten: Kant habe der Regel nach eine stärkere Mahlzeit zu sich genommen, als gewöhnlich ein Mann von fester Gesundheit zu sich zu nehmen pflegt. Ich kann mich aus folgendem Grunde nicht davon überzeugen. Kant aß nur Einmahl des Tages. Rechnet man das alles zusammen, was der genießet, der des Morgens Kaffe trinkt, Brod dazu ißt, wohl noch ein zweytes Frühstück zu sich nimmt, dann eine gute Mittagsmahlzeit, und endlich ein Vesper- und Abendbrod hält, so war die Masse der von Kant genossenen Speisen nicht eben so groß, besonders da er nie Bier trank. Von diesem Getränke war er der abgesagteste Feind. Wenn Jemand in den besten Jahren seines Lebens gestorben war, so sagte Kant: „Er hat vermuthlich Bier getrunken.“ Wurde von der Unpäßlichkeit eines An-

dern gesprochen, so war die Frage nicht fern: „Trinkt er Abends Bier?“ Aus der Antwort auf diese Frage stellte dann Kant dem Patienten die Nativität. Er erklärte das Bier für ein langsam tödtendes Gift, wie der junge Arzt den Kaffe, bey dem er Voltairen eben antraf; allein die Antwort, die jener Arzt von Voltaire erhielt: „Langsam tödtend muß dieses Gift wohl seyn, weil ich es schon gegen 70 Jahre genieße,“ würde Kant von ächten Biertrinkern nicht leicht erhalten haben. Zu läugnen ist nicht, daß das viel für sich habe, was Kant behauptete: daß Wegschwemmung der Verdauungssäfte, Verschleimung des Blutes und Erschlaffung der Wassergefäße, Folgen des häufigen Genusses dieses Getränkes wären, deren Wirkungen durch eine bequeme Lebensart noch mehr beschleuniget werden. Kant wenigstens nahm das Bier als die Hauptursache aller Arten von Hämorrhoiden an, die er nur dem Namen nach kannte. Es gab freylich eine

Zeit, in der er etwas davon bemerkt haben wollte; aber sein Körper bedurfte keines beneficii naturae und Kant gestand, daß er sich geirrt habe. Unausstehlich waren ihm alle Menschen, die immer genießen: es war amüsant zu hören, wie Kant alle Arten von Genüssen solcher Schlemmer herzuzählen wußte und ihren ganzen Lebenstag schilderte. Bey dieser Schilderung war es aber auch bemerkbar, daß sein Gemählde nur ein Ideal war.

Im Frühlinge seines letzten Lebensjahres am 22. April wurde sein Geburtstag im Kreise seiner gesammten Tischfreunde recht anständig und fröhlich gefeyert. Lange vorher war dieses Fest ein, ihn erheiternder, Gegenstand unserer Gespräche und es wurde lange vorher nachgerechnet, wie weit es noch entfernet sey. Er freute sich lange voraus auf diesen Tag. Aber auch hier bestätigte es die Erfahrung, daß seine jetzigen Freuden mehr in der Erwartung und

angenehmen Phantasie bestanden, als im Genusse selbst. Die Hoffnung, seinen alten Freund, den Kriegsrath S., in dessen Gesellschaft er im Hause des verstorbenen G. R. von Hippel so viele frohe Stunden seines Lebens zugebracht hatte, wieder um sich zu sehen, erheiterte ihn ungemein. Schon die Nachricht, wie weit man in Besorgung des zu diesem Feste Erforderlichen gekommen sey, entlockte ihm den frohen Ausruf: O das ist ja herrlich! Als der Tag kam, und die Gesellschaft versammelt war, wollte er zwar froh seyn; hatte aber dennoch keinen wahren Genuß von derselben. Das Geräusch bey der Unterhaltung einer zahlreichen Gesellschaft, der er entwöhnt war, schien ihn zu betäuben, und man merkte wohl, daß es die letzte Versammlung in der Art und zu diesem Zwecke seyn würde. Er kam nur erst recht zu sich selbst, als er ausgekleidet in seiner Studierstube mit mir allein war, und mit mir über die seinen Domestiquen zu gebenden Ge-

schenke gesprochen hatte. Denn nie konnte Kant froh seyn, wenn er nicht Andere um sich her zufrieden sah. Daher bestand er bey jeder Spazierfahrt auf ein Geschenk für seinen Diener. Ich wollte ihn nun seine Ruhe genießen lassen und empfahl mich ihm auf die sonst gewöhnliche Art. Er war stets wider alles Feyerliche und Ungewöhnliche, wider alle Glückwünsche bey solchen Gelegenheiten, besonders aber wider ein gewisses Pathos bey denselben, in dem er immer etwas Fades und Lächerliches fand. Für meine geringe Bemühungen, bey Anordnung dieses Festes, dankte er mir diesesmal auf eine ganz unproportionirte Art, und durch Aeußerungen, die nur sichere Beweise einer ihn übermannenden Schwachheit waren. Vielleicht trug der Gedanke, nun ein so hohes Alter erreicht zu haben, zu seiner Rührung bey und erhöhte seinen Dank zu exaltirten Ausdrücken. Unter dem 24. April 1803 schrieb er in sein Büchelchen: „Nach der

Bibel:

Bibel: unser Leben währet 70 Jahr und, wenn's hoch kommt, 80 Jahr und wenns köstlich war, ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Der Sommer näherte sich und nun sollten jene projektirten weiten Reisen ins Land und Ausland anfangen. Eines Tages, als ich ihn früh besuchte, wurde ich ganz betroffen, als er mir mit gesetztem Ernste und anscheinender bestimmten Entschlossenheit auftrug, einen Theil seines Vermögens zu einer bevorstehenden Reise ins Ausland zur Bestreitung der damit verbundenen Kosten einzuziehen. Ich widersprach nicht, forschte aber genauer nach der Ursache seines so schnellen Entschlusses, die sich endlich daher ergab: daß er die ihm lästige Blähung auf dem Magenmunde nicht mehr ertragen könnte. Ich antwortete ihm: post equitem sedet atra cura; dieß dürfte also auch wohl der Fall mit seiner Blähung auf dem Magenmunde seyn, der er nicht so leicht entrinnen

würde. Eine Stelle aus den alten Dichtern vermochte viel auf Kant, und so änderte auch diese angeführte sehr schnell seinen Entschluß, den er auch nur, weil er, um seinen Blähungen auf dem Magenmunde zu entgehen, keinen Rath und Ausweg kannte, in seiner Schwäche gefaßt hatte. Das Gespräch über wochenlangen Aufenthalt auf dem Lande in kleinen Bauerhütten; über Theilnahme an ihren gröbern ländlichen Speisen; über Hinwegsetzung der Gesellschaft mit Ratten, Mäusen und Insekten mancher Art in den schmutzigen Wohnungen der Landleute: war nun an der Tagesordnung. Der feste Ernst und die rührende Sehnsucht, mit welcher er mit zusammengeschlagenen Händen und zum Himmel gerichteten Augen sich mehr Wärme zur Begünstigung unserer Reisen erflehte, machten mich ziemlich ungewiß, ob sein Wunsch zu reisen, wenn gleich nicht in seinem ganzen Umfange, so doch zum Theil, befriediget werden müßte. Ich schlug

das im vorigen Jahre besuchte Landhäuschen vor. „Gut,“ war Kants Antwort, „wenn es nur weit ist.“ Ich erwiederte: Weit kann jeder Weg durch Umwege werden und unser Aufenthalt bis zum Herbste währen.

Nur erst spät im Jahre, gegen den längsten Tag fuhren wir in jenes Häuschen auf dem Lande. Beym Einsteigen in den Wagen war die Losung: Nur recht weit! aber wir waren noch nicht am Thore, so dünkte ihm der Weg schon zu lang zu seyn. Mit genauer Noth kamen wir dort halb zufrieden an. Der Kaffe stand bereit: aber kaum nahm er sich so viel Zeit ihn zu trinken, als wir wieder in den Wagen steigen und zurück fahren mußten. Ueberaus lange währte ihm der Rückweg, der doch kaum 20 Minuten dauerte. Seine Schwäche, die ihm die Zeit so sehr vergrößert vorstellte, artete in eine Art von Ungeduld aus, die ihn fast überwältigte, wobey er sich doch aber hütete, die Schuld der unternommenen

Fahrt oder der zu langen Verzögerung mir zuzuschreiben. Hats denn noch kein Ende? war die in jedem Augenblick wiederholte Frage. Sie wurde mit einem solchen Nachdruck und mit solcher Deklamation erneuert; als wenn er sie nur Einmal gethan hätte. Ich blieb indessen ganz ruhig dabey, ließ Alles geschehen, weil ich wohl wußte, daß, sobald er in seine gewöhnliche ruhige Lage zurückgekehrt wäre, Alles vergessen wäre. Welche Freude für ihn, nun einmal sein Haus zu erblicken! Unmuthig über die weite Reise und die so lange Abwesenheit, ließ er sich auskleiden, wurde zufriedener, schlief sanft und wurde von keinen Träumen beunruhiget oder aufgescheucht. Bald darauf wurde von Reisen, weiten Reisen, Reisen ins Ausland mit erneutem und vermehrtem Enthusiasm gesprochen; doch waren die folgenden Ausfahrten, mit kleinen Abänderungen jener ersten ziemlich gleich. Etwa Acht derselben, entweder in jenes Häuschen,

oder in meinen Garten und noch Einen andern, war alles, was in diesem Jahre unternommen worden war. Dennoch hatten, besonders die Spazierfahrten nach dem Landhäuschen, für ihn ihren großen Nutzen. Sie erneuerten bey ihm solche Ideen aus den frühern Jahren seines Lebens, die ihn oft sehr aufheiterten. Das schon oft erwähnte Landhäuschen liegt auf einer Anhöhe unter hohen Erlen. Unten im Thale fließt ein kleiner Bach mit einem Wasserfall, dessen Rauschen Kant bemerkte. Diese Parthie erweckte in ihm eine schlummernde Idee, die sich bis zur größten Lebhaftigkeit ausbildete. Mit fast poetischer Mahlerey, die Kant sonst in seinen Erzählungen gerne vermied, schilderte er mir in der Folge das Vergnügen, welches ein schöner Sommermorgen in den frühern Jahren seines Lebens ihm auf einem Rittergute, in der dort befindlichen Gartenlaube an den hohen Ufern der Alle, bey einer Tasse Kaffe, und einer Pfeife

gemacht hatte. Er erinnerte sich dabey der Unterhaltung in der Gesellschaft des Hausherrn und des Generals von L., der sein guter Freund war. Alles war dem Greise so gegenwärtig, als wenn er jene Aussicht noch vor sich hätte, jene Gesellschaft noch genösse. Um ihn recht zu erheitern, durfte man nur zuweilen dem Gespräche eine Wendung auf diesen Gegenstand geben, so war er sogleich wieder heiter und froh. Ueberhaupt konnte er durch die angenehmste Unterhaltung nicht so erheitert werden, als wenn man ihm angenehme Ereignisse der Vorzeit erzählte. Die Täuschung, als erinnerte er sich alles dessen von selbst, worauf ein Anderer ihn brachte, und das Gefühl eigener Kräfte, das aus derselben entstand, war ihm überaus wohlthätig und erheiternd. Dieses ihm so wohlthuende Gefühl zu wecken, war ein wahres Verdienst, das alle seine Tischfreunde um ihn hatten. Es war aber auch nothwendig, mit seinen Ideen, Wünschen und

Ereignissen bekannt zu seyn. Vor dem Eintritt in sein Zimmer suchte ich mir daher genaue Nachricht von allem in meiner Abwesenheit vorgefallenen zu verschaffen. Jeden Traum, den er gehabt, jeden Wunsch, den er geäußert, jeden Vorfall, der sich ereignet hatte, suchte ich vorher zu erfahren. Bey seiner jetzigen Art, sich uneigentlich auszudrücken, war es mir daher möglich, ihn leicht zu verstehen. Ich wußte schon alles, was er sagen wollte. Er klagte mir seine Schwäche bisweilen mit Unmuth; aber von jedem unangenehmen Gegenstande brachte ich ihn durch Unterbrechung, wenigstens durch eine Frage aus der Physik oder Chemie ab, suchte dieses neue Objekt des Gesprächs für ihn anziehend zu machen; der unangenehme Gegenstand wurde vergessen und der angenehmere erhielt neues Interesse.

Eine augenblickliche Unterhaltung gewährte ihm in diesem Sommer mehr als sonst die Mu-

sik beym Aufziehen der Wachparade. Er ließ, wenn sie vor seinem Hause vorbey zog, sich die Mittelthüre seiner Hinterstube, in der er wohnte, öffnen, und hörte sie mit Achtsamkeit und Wohlgefallen an. Man hätte denken sollen, der tiefe Metaphysiker hätte nur an einer Musik, die durch reine Harmonie, durch kühne Uebergänge und natürlich aufgelösete Dissonanzen sich auszeichnet, oder an den Produkten der ernsten Tonkünstler, als eines Haydn, Behagen finden sollen; allein dieses war nicht der Fall, wie folgender Umstand beweiset. Im Jahr 1795 besuchte er mich mit dem verstorbenen G. R. v. Hippel, meinen Bogenflügel zu hören. Ein Adagio mit einem Flaggeoletzuge, der dem Ton der Harmonika ähnlich ist, schien ihm mehr widerlich, als gleichgültig zu seyn; aber mit eröffnetem Deckel in der vollsten Stärke, gefiel ihm das Instrument ungemein, besonders, wenn eine Symphonie mit vollem Orchester nachgeahmt wurde. Nie konnte er

ohne Widerwillen daran denken, daß er einst einer Trauermusik auf Moses Mendelsohn beygewohnt habe, die, nach seinem eigenen Ausdruck, in einem ewigen lästigen Winseln bestanden hätte. Er bemerkte dabey, daß er vermuthet hätte, daß doch auch andere Empfindungen, als z. B. die des Sieges über den Tod (also heroische Musik) oder die der Vollendung hätten ausgedrücket werden sollen. Er sey daher schon im Begriff gewesen, Reiß aus zu nehmen. Nach dieser Cantate besuchte er kein Concert mehr; um nicht durch ähnliche unangenehme Empfindungen gemartert zu werden. Rauschende Kriegsmusik prävalirte vor jeder anderer Art.

Gegen das Ende des Sommers, besonders im Herbste nahm seine Schwäche in einem sehr beschleunigten Verhältnisse zu. Wenn der Bediente sich nicht zu Hause, und Kant sich allein befand, so war er in Gefahr durch Fallen ums Leben zu kommen. In einer solchen Ab-

wesenheit des Bedienten fiel er einmal so stark, daß ihm das Gesicht und der Rücken stark mit Blut unterlaufen war. Nach Anwendung der Thedenschen Arquebusade, die ich sogleich besorgte, wurden beyde ohne Arzt wieder gut. Er hatte nie körperlichen Schmerz erlitten, und doch trug er dieses sein ungewohntes Schicksal mit männlicher Fassung und philosophischer Wegsetzung über das, was nun nicht zu ändern wäre und dessen Ende ruhig abgewartet werden müsse.

Der letzte Fall bewies aber nun auch, daß er ohne Gefahr keinen Augenblick allein bleiben könnte. Ich nahm seine Schwester, eine an Gesichtsbildung und Gutmüthigkeit ihm ähnliche Person, die im St. George Hospital eine Stiftsstelle hatte, nach vorhergegangener Genehmigung, in sein Haus. Sie hatte schon seit vielen Jahren von ihm eine Pension als Zulage erhalten, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, nach ihren wenigen Bedürfnis-

sen bequem und sorgenfrey zu leben. Bey ihrem zunehmenden Alter wurde ihre Pension verdoppelt und beym Eintritt in sein Haus noch mehr erhöht. Sie war eine vieljährige Wittwe, deren Mann vor Ablauf des ersten Jahres ihrer Ehe gestorben war. Ob sie gleich nur 6 Jahre jünger, als ihr Bruder ist, so war sie doch nicht allein im vollsten Besitze ihrer Geistes- und Leibeskräfte, sondern noch sogar ziemlich lebhaft und frisch. Kant war nicht gewohnt, Jemanden um sich zu haben; sie nahm daher nach dem Eintritt in sein Haus zuerst ihren Platz hinter seinem Stuhle ein, so daß ihre Gegenwart ihn nicht stöhren konnte. Nach und nach gewöhnte er sich sogar an ihre Gesellschaft. Ihr bescheidenes zurückhaltendes Betragen, ihre Aufmerksamkeit auf den Augenblick, wenn ihr Bruder nicht mehr unterhalten seyn wollte, machte sie ihm sehr werth. Sie hatte als seine nächste Blutsfreundin nicht nur die erste Verpflichtung, um ihn zu seyn,

sondern auch als eine gutmüthige und recht herzliche Frau, die bey seiner zunehmenden Schwäche und zu seiner Pflege nöthige Geduld, Sanftmuth und Nachsicht. Ob es gleich bey ihrer Aufnahme in Kants Haus nur blos auf ihre Gegenwart angesehen war, so ließ sie es doch bey ihrer gewohnten Thätigkeit nicht an wirklicher Beyhülfe und Unterstützung fehlen, sondern nahm sich seiner mit schwesterlicher Zärtlichkeit an. Nie entstand eine Art von Grenzstreitigkeit über unsern Wirkungskreis, nie ein Zwist zwischen ihr und Kants Gesinde. Ueberhaupt war Kant mit ihr wohlberathen.

Alles schien darauf hinaus zu deuten, daß der jetzt eintretende Sommer der letzte seines Lebens seyn würde. Seine letzte Ausfahrt machte er im August, in den Garten seines geschätzten Freundes und öftern Tischgastes, des Hrn. C. R. H. in der Gesellschaft des Hrn. D. M. Beyde waren bey Kant zu Mittage,

als ihm der Vorschlag von ihnen zu dieser Ausfahrt gemacht wurde. Kant, der sich an mich gewöhnt hatte, wollte diese Fahrt ohne mich nicht anstellen. Ich wurde daher mit äußerster Schnelligkeit aufgesucht und nahm Theil an derselben, die ich darum auch nicht gerne versäumt hätte, weil sie die letzte war. Es war bey derselben auf die letzte Zusammenkunft mit seinem würdigen Freunde Hrn. H. P. S. angesehen. Kant kam früher in den Garten, als sein Freund, war aber wegen seiner Schwäche zur Unterhaltung gar nicht recht aufgelegt. Nach seinem gänzlich verlohrnen Zeitmaaß währte ihm die Ankunft seines erwarteten Freundes viel zu lange; er war nicht zu bereden, ihn abzuwarten, um ihn noch zu sehen. Er beschleunigte das Ende seiner letzten Exkursion, wie er seine Spatzierfahrten nannte, mit Ungeduld. Der Rest des letzten Sommermonats bot keinen schicklichen Tag zu einer Ausfahrt mehr dar, und so waren sie für Kants Leben geschlossen.

In sein oft benanntes Büchelchen zeichnete sich Kant unter dem 17. August folgendes Verschen ein: Ein jeder Tag hat seine Plage, hat nun der Monat dreyßig Tage, so ist die Rechnung klar, von dir kann man dann sicher sagen, daß man die kleinste Last getragen, in dir, du schöner Februar. Der nächstfolgende Februar war sein Sterbemonat, in dem er die letzte und (im Vergleich mit seinen ehemaligen Kopfbedrückungen, den Blähungen auf dem Magenmunde und seinem sanften Einschlummern zur Ruhe) kleinste Last getragen hatte. Hätte er diesen Reim nur 5 Tage früher geschrieben, so hätte er diese Lobrede gerade ein halbes Jahr vor seinem Sterbemonate gehalten. Weder von Kant, noch von irgend einem andern hatte ich diesen Vers je gehört, und ich weiß nicht, wo er ihn hergenommen hat.

Wenn man nun so bey herannahendem Herbste, besonders in den Vormittagen Kant

beobachtete, wie er kaum einen Schritt, auch selbst bey Unterstützung und Leitung mehr gehen, kaum mehr aufrecht sitzen, vor Schwäche kaum mehr verständlich reden konnte, so sollte man glauben, letztere hätte nicht mehr zunehmen können, und der heutige Tag müsse der letzte seyn. Doch gab ein jeder Tag einen Beweis vom Gegentheil. So wie das Thermometer im späten Herbst allmählich tiefer fällt, bey eintretenden Sonnenblicken bisweilen steigt, aber stets wieder tiefer fällt, als es zuletzt gefallen war, so gings auch mit Kants Kräften. Sein großer Geist strebte noch bisweilen heroisch empor; aber die Schwäche des Körpers drückte ihn nieder, er verlohr nach jedem Druck etwas Elastizität, ohne doch ganz zu erschlaffen.

Im Anfange des Herbstes nahm die Sehkraft seines rechten Auges sehr ab. Das linke hatte er schon längst gänzlich verlohren. Nur zufällig bemerkte er diesen Verlust, indem er

sich bey einem Spatziergange zum Ausruhen auf eine Bank setzte. Sein Beobachtungsgeist war immer geschäftig, daher stellte er den mit sich selbst schon oft gemachten Versuch an, mit welchem Auge er besser sähe; nahm ein Zeitungsblatt, das er eben bey sich hatte, hielt sich Ein Auge zu und fand zu seinem Befremden, daß er auf dem linken nichts mehr sehen könne. Aus frühern Jahren seines Lebens erzählte er mir ähnliche merkwürdige Ereignisse. Bey der Rückkehr von einem Spaziergange vor dem Steindamschen Thore sah er den Thurm der Neuroßgärtschen Kirche eine lange Zeit doppelt. Zweymahl in seinem Leben wurde er auf einige Augenblicke stockblind. Ob diese Erscheinungen so selten sind, überlasse ich dem Urtheile der Aerzte. Diese und ähnliche Vorfälle beunruhigten Kant nicht leicht, indem er stets auf Alles gefaßt war.

Nun wurde aber auch sein rechtes Auge so schwach, daß er in der Entfernung nichts mehr sehen konnte. Mich beunruhigte dieser Umstand sehr, ich dachte mir das Schreckliche seiner Lage, wenn er sein Gesicht gänzlich verliehren sollte. Sein lebhaftes Gefühl der Hülfsbedürftigkeit mehrte seine Wünsche und Forderungen oft bis zu meiner größten Verlegenheit. Er konnte kaum so viel sehen, um nur etwas zu lesen und zu schreiben, da er doch nur wenige Wochen vor seinem jetzigen Zustande die kleinste Schrift mit völlig unbewaffnetem Auge lesen konnte. Im Herbste schrieb er nur noch so, wie man mit geschlossenen Augen, wenn man im Schreiben geübt ist, seine Unterschrift zeichnen kann. Nun nahm er mich und meine unbedeutende Kunst mächtig in Anspruch. Ich sollte durch ein von mir zu erfindendes Mittel seine Sehsucht stärken, den kleinen Rest derselben vermehren und überhaupt ihn (die Art überließ er mir) in den Stand

setzen, daß er lesen könne. Nichts war ihm langweiliger und unaussstehlicher, als sich vorlesen zu lassen. Versuche dieser Art, die andere machen wollten, fielen nicht erwünscht aus. So verzeihlich sein Wunsch war, so gern ich ihn auch nur zum Theil befriediget hätte; so war mir doch die Erfüllung desselben gänzlich unmöglich. Je sehnlicher er ihn wiederholte, desto peinlicher wurde meine Lage. Ich schlug ihm ein Leseglas vor, aber es war für ihn eine Fessel, die er sich nicht anlegen wollte. Das Glas wurde verworfen, er konnte sich in dasselbe gar nicht finden. Ein Optikus wurde geholt, Brillen von verschiedenem Fokus versucht, gewählt und benutzt, doch konnte er nichts mehr lesen.

Jetzt verlangte er von mir: Ich sollte ihm eine zwey- oder dreyfache Brille machen, jede mit gehörigen Zwischenräumen von einander. Ich stellte ihm diesen Versuch als zwecklos vor; indem durch mehrere Brillengläser,

wegen zu häufiger Strahlenbrechung die Objekte dunkler erscheinen müßten und die vermehrte Zahl konvexer Gläser den Fokus so verkürzen würde, daß wegen zu großer Annäherung des Buches, das Tageslicht verhindert werden müsse auf die Schrift zu fallen. Es wurde ein Versuch gemacht, indem drey Brillen durch Wachs vereiniget wurden und der Versuch entschied die Unmöglichkeit der Auflösung seines Problems.

Kants mechanische Probleme praktisch, und mit dem von ihm verlangten Erfolge aufzulösen, hatte so manche Schwierigkeit. Da er keine Kenntniß von der praktischen Mechanik hatte, so verlangte er oft die Ausführung unmöglicher Aufgaben. Ich führe aus frühern Jahren ein Beyspiel an. Er verlangte vor etwa zehn Jahren meinen Beystand zur Erfindung und Verfertigung eines Elastizitätsmessers der Luft. Zwey Glasröhren von sehr ungleichem Kaliber, wie bey Thermometern, mit

zylindrischen Gefäßen, sollten an einander geschmolzen werden; beyde offen und in einem Winkel von 45 Graden gebogen seyn. Die dickere Röhre sollte etwa ein Viertheil Zoll im Durchmesser halten, die dünnere eine Haarröhre seyn und mit Quecksilber zur Hälfte gefüllt werden. Dieses meteorologische Instrument sollte auf ein Bret dergestalt befestiget werden, daß die dickere Röhre eine perpendikulare Richtung; die dünnere, an welcher eine Skale von 100 Graden laufen sollte, die Richtung unter 45 Graden erhielte. Bey verminderter Elastizität der Luft sollte der Merkurius sich in der kleineren Röhre zurückziehen; bey vermehrter aber steigen. Ich protestirte wider diesen Erfolg, der, nach meinem Dafürhalten, dem Gesetze widerspricht, nach welchem Tubi communicantes ohne Unterschied des Kalibers der Röhren die in denselben befindlichen Flüssigkeiten ins Gleichgewicht setzen, die Adhäsion ans Glas vielleicht abgerechnet. Der Elektro-

meter wurde fertig, die mit demselben angestellten Beobachtungen und Resultate wurden in den Kalender geschrieben: „der Elektrometer steht auf 49 Grade.“ Am folgenden Morgen war er 50. Kant wollte schon sein: Gefunden! ausrufen, allein er war seinem Ziele noch nicht so nahe, als Archimedes. Als ich ihn auf die vermehrte Stubenwärme, die den Merkurius ausgedehnt haben möchte, aufmerksam machte, wurde er still und traurig. Es wurden Versuche mit Elektrometer, Barometer, Thermometer und Hygrometer angestellt und nichts Bestimmtes und Korrespondirendes bemerkt; außer, daß bey Wärme und Kälte der Elektrometer schwach als Thermometer wirkte. Ich habe diesen Umstand auch deßhalb nicht übergehen wollen, damit eine Idee Kants, die er vielleicht keinem, als mir, kommuniziret hat, nicht gänzlich verlohren ginge. Wenn gleich Wärme und Kälte, vermehrte Schwere oder Dichtigkeit der Luft, Veränderungen im

Stande des Quecksilbers im Elektrometer bewirken können, wenn gleich noch nichts in der Sache aufs Reine gebracht ist, so können scharfsinnigere Prüfungen und genauere Beobachtungen doch wohl kein anderes Resultat liefern. Kant bauete seine Theorie und die etwannige Haltbarkeit derselben auf die verschiedenen Bogen der sphärischen Wölbung des Quecksilbers an beyden äußersten Enden desselben in den, in ihren Durchmessern, verschiedenen Röhren. Vielleicht vervollkommnet ein anderer Naturforscher diese hingeworfene Idee Kants; oder vielleicht wird wenigstens Kants Wunsch, den er auf seinem Wege nicht erfüllt sah, manchem Physiker eine neue Ermunterung seyn, auf einem andern Wege den nämlichen Zweck zu erreichen. Kant versprach sich sehr viel Gewinn für die Meteorologte von jedem Instrumente, das eine Eigenschaft der Luft nur mit einiger Sicherheit bestimmte. Er bat mich daher, durch Nachdenken und Versuchen die

Schwierigkeiten zu überwinden, um dem Zwecke näher zu kommen; versprach, bey Bekanntmachung dieser Erfindung meinen Antheil an derselben nicht zu verschweigen; vielweniger denselben sich selbst zuzueignen: als wenn mein Antheil der Erwähnung dieses Mannes werth gewesen; oder wenn es mir geglückt wäre, etwas Weniges in der Sache zu thun, er den kleinsten fremden Beytrag sich zuzueignen im Stande gewesen wäre. Dieser letzte Umstand entschuldiget vielleicht etwas die Berührung des Elektrometers, die sonst entbehrlich gewesen wäre, wenn jene Aeußerung Kants auf seine Bescheidenheit nicht ein so vortheilhaftes Licht werfe.

Diese seine Idee führt mich auf eine andere, die, wenn sie gleich eben so wenig ausgeführt werden konnte, doch immer scharfsinnig bleibt. Zu der Zeit, da Hr. Dr. Chladny in Königsberg seine acustischen Versuche machte, mich oft besuchte, und mir die Handgriffe

zeigte, die Töne sichtbar darzustellen; so kam nach seiner Abreise im Gespräch mit Kant die Rede auf diese sonderbaren Erscheinungen. Kant schätzte diese Erfindung, als eine Entdeckung eines bis dahin unbekannten Naturgesetzes, und machte mir einen sinnreichen Vorschlag zu einem physikalischen Versuch. Er schlug nämlich vor, die durch einen Bogenstrich erschütterte Glasscheibe unter ein Sonnenmikroscop zu bringen; um zu sehen, was durch diesen wellenförmig bewegten durchsichtigen Körper, die so schnell hinter einander, unter verschiedenen Winkeln, gebrochenen Sonnenstrahlen für eine Wirkung auf der Leinwand hervorbringen würden. Bey mir machte, ich muß es gestehen, diese Idee viel Sensation. Ich eilte beym ersten Sonnenblick Versuche anzustellen, die aber bey der gewöhnlichen Einrichtung der Sonnenmikroscope kein Resultat liefern konnten. Auch diese Idee halte ich der Aufbewahrung werth.

Im letzten Jahre seines Lebens empfand Kant Besuche der Fremden sehr unangenehm und lehnte sie, so viel als möglich, ab. Wenn Durchreisende einen Umweg von mehrern Meilen gemacht hatten, blos aus der Absicht, ihn zu sehen und sich mit vieler Höflichkeit an mich wandten, so gerieth ich oft in Verlegenheit, ihnen den Zutritt zu Kant zu verschaffen. Eine abschlägige Antwort kostete mir viel Ueberwindung und gab das Ansehen, als wenn man sich wichtig machen wollte. Kant wurde es schwer, ja es dünkte ihm erniedrigend, sich jetzt, da er zur Unterhaltung nicht mehr fähig war, in seiner Schwäche beobachtet zu sehen. Beyspiele von Bescheidenheit und von Zudringlichkeit könnte ich genug anführen. Von ersteren nur eins statt aller. Ein großer Verehrer Kants, der es sehr deutlich gezeigt hat, wie sehr er diesen Mann schätzte, eine durch kollegialische Verbindung an ihn geknüpfter Mann, kam hier an, um seinen wichtigen Posten anzu-

treten, reichte seine Meldungskarte ein, überwand sich aber, durch persönlichen Besuch Kant auch nur einen Augenblick zu beunruhigen. Hätte ich dieses vor Kants Tod gewußt, so bin ich nach meiner Bekanntschaft mit Kants Denkungsart, Bürge dafür, er hätte nach seiner Humanität diesen seinen Kollegen kennen lernen müssen und würde ihn sich zu seinem Tischfreunde erbeten haben. Bisweilen war es mir unmöglich seinen Verehrern augenblickliche Unterhaltungen mit ihm zu versagen. Gewöhnlich erwiederte er auf das Kompliment, daß man sich freue ihn zu sehen: „An mir sehen Sie einen alten, abgelebten, hinfälligen und schwachen Mann." Ich freute mich, daß ich unter den Kant besuchenden Durchreisenden den französischen Bürger Otto, der mit Lord Hawkesbury den Frieden schloß, kennen lernte. Ein anderer, der Kant in den letzten Zeiten seines Lebens suchte, verdient gleichfalls nicht übergangen zu werden. Es

war ein junger russischer Arzt, der sich durch seinen Enthusiasmus für Kant auf eine ganz Einzige Art auszeichnete. Sehnlich erwartete er den Augenblick, um ihm vorgestellt zu werden. Kaum sahe er ihn, als er von Hochachtung durchdrungen, ihm die Hände küßte, um seine Freude recht lebhaft auszudrücken. Kant, den diese Art der Ehrfurchtsbezeugung stets verlegen machte, wurde es auch diesmal und wußte nicht, wie er derselben ausweichen sollte. Am folgenden Tage kommt jener zum Bedienten erkundigt sich, was Kant mache, fragt, ob er auch in seinem Alter sorgenfrey leben könne, und bittet um ein einziges, von Kants Hand geschriebenes Blättchen, zum Andenken. Der Bediente sucht auf dem Boden, findet einen Bogen von der Vorrede zu seiner Anthropologie, den er kassirt und anders umgearbeitet hatte. Der Diener zeigt mtr das Blatt vor und erhält die Erlaubniß, es fortgeben zu können. Als dieser es dem jungen Arzt in den

Gasthof bringt, so ergreift er es mit Freude, küßt es und zieht, vom Enthusiasmus überwältigt, seinen Rock und seine Weste vom Leibe, giebt beydes auf der Stelle dem Diener und einen Thaler oben ein. Kant, der vor allen exaltirten Aeußerungen und Uebertreibungen einen Abscheu hatte, und sehr fürs Schlichte, Gerade und Natürliche war, wunderte sich, zwar mit Befremden; aber doch mit einer Art von Behagen über das so seltene Betragen seines jungen Verehrers.

Ich komme nun zu einer neuen Epoche in Kants Leben, die eine völlige Veränderung in seiner ganzen bisherigen Lage machte. Der wichtigste Tag seines bisherigen Lebens war der 8. Oktober 1803. An diesem Tage wurde Kant zum Ersten Mahle in seinem ganzen Leben bedeutend krank. In seinen frühesten akademischen Jahren hatte er ein kaltes Fieber gehabt, das er sich durch einen Spaziergang, den er zum Brandenburgschen Thore hinaus

und zum Friedländschen in die Stadt zurück machte, vertrieben hatte. In spätern Jahren meines Umgangs erlitte er eine starke Kontusion am Kopfe durch einen Stoß an der Thüre. Wenn man will, mag man diese beyden Unfälle Krankheiten nennen; aber mehr hatte er, so viel er sich zu erinnern wußte, nicht gelitten. Aber der 8. Oktober legte den Grund zur Auflösung seiner physischen Existenz. Ich sehe mich genöthiget, einige sonst übergangene Umstände zu berühren, wenn ich seine Krankheitsgeschichte etwas vollständig erzählen soll. In den letzten Monaten war Kants Appetit in Unordnung gekommen, oder vielmehr ausgeartet. Er fand an keinen Speisen mehr Geschmack, sondern bekam eine heftige Begierde nach Butterbrod, welches er in einzelnen Bissen in geriebenen Englischen Käse drückte und mit Gierigkeit genoß. Anfänglich wurde bey den andern Gerichten ihm die Zeit zu lang, und er wünschte, daß nur bald die Reihe an sein

Lieblingsgericht kommen möchte; späterhin wartete er die Ordnung nicht mehr ab, sondern ließ zwischen jedem Gericht sich jene für ihn nachtheilige Speise geben und genoß sie in starken Portionen. Mehr als jemals war dieses der Fall am 7. Oktober am Tage vor seiner Krankheit, an dem er zwischen jeder Schüssel, die er verschmähte, übermäßig jene ihm nachtheilige Speise genoß. Ich und sein zweyter Tischfreund riethen ihm den häufigen Genuß des fetten, schweren und trocknen Nahrungsmittels ab. Allein hier machte er die erste Ausnahme von seiner sonst so gewöhnlichen Billigung und Annahme meiner Vorschläge. Er bestand mit Ungestüm auf Stillung seines ausgearteten Appetits. Ich glaube nicht zu irren, daß ich zum ersten Mahle eine Art von Unwillen gegen mich bemerkte, der mir andeuten sollte, daß ich die, von ihm mir gesteckten, Grenze überschritte. Er berief sich darauf, daß diese Speise ihm nie geschadet

habe und nicht schaden könne. Der Käse wurde verzehrt, und — es mußte mehr gerieben werden. Ich mußte schweigen und nachgeben, nachdem ich alles versucht hatte, ihn davon abzubringen.

Der nachtheiligste Erfolg, der sich mathematisch demonstriren ließ, traf ein. Eine unruhige Nacht ging einem traurigern Tage vorher. Bis um 9 Uhr Morgens war alles noch so, wie es zu seyn pflegte; aber um diese Zeit sank Kant, der von seiner Schwester geleitet wurde, von ihrem Arm plötzlich sinnlos zu Erde. Der Diener wurde gerufen, Kant schien vom Schlage gerührt zu seyn. Das Bett wurde aus dem kalten Schlafzimmer in seine erwärmte Studirstube gebracht. So bald er hinein gelegt war, eilte der Diener zu mir, mit der raschen Anzeige: Sein Herr wäre im Sterben begriffen. Ich schickte sogleich zum Arzt, Herrn M. R. D. E. und eilte sogleich selbst hin, fand Kant ohne Bewußtseyn,

sprachlos und mit gebrochenem Auge in seinem Bette liegen. Er war durch keinen, nach und nach verstärkten Zuruf, zum Aufblicken zu bringen. Schnell eilte der Arzt herbey; aber eben vor seiner Ankunft hatte Kants, durch keine Art von Ausschweifungen geschwächte Natur, sich, durch ihm selbst unbewußte Ausleerungen, geholfen. Nach etwa einer Stunde kam er zum Aufschlagen der Augen und zum unverständlichen Lallen, das gegen Abend, da er sich mehr erholte, in verständlichere Worte überging. Nun blieb er einige Tage zum ersten Male in seinem Leben bettlägerig, und genoß nichts. Den 12. Oktober war ich allein bey ihm zu Mittage, er nahm den ersten Löffel Speise zu sich und verlange Käse und Butterbrod. Ich war fest entschlossen, alles von Kant ruhig zu erwarten, und über mich ergehen zu lassen; nur ihm keinen Käse mehr zu gestatten. Ich führte ihn durch ernste Gründe von seinem Vorsatz ab, und er folgte mir;

beson-

besonders da ich ihm die Folgen vorhielt, die der Genuß dieser Speise für ihn gehabt hatte; er wußte aber nichts von seiner Krankheit, und fand meine Behauptung, daß die Indigestion, die vom starken Genusse des Käses herrühre, ihm leicht das Leben hätte kosten können, ungegründet und meinen Entschluß, diesen Nachtisch abzuschaffen, hart. Einige Tage darauf wollte er einen Gulden, einen Thaler und mehr für ein wenig Käse geben, mit dem Zusatze: Er habe es ja dazu; allein ich setzte mich standhaft dagegen. Er brach in wehmüthige Klagen über die Verweigerung des Käses aus und entwöhnte sich endlich desselben; ob er gleich noch oft an ihn dachte. Ich behauptete, das Käsemachen gehöre nun zu den verlohren gegangenen Künsten, vom Käse könne nie mehr die Rede seyn. Vom 13. Oktober an wurden seine gewöhnlichen Tischgäste wieder eingeladen und er war wieder hergestellt, kam aber selten zu dem Grade von Heiterkeit, wie vor der Krankheit.

So gerne er sonst die Mahlzeit verzögerte, welches er coenam ducere nannte, so schnell wollte er sie jetzt beendiget wissen. Geschwind mußte eine Schüssel der andern folgen, und um 2 Uhr war die Mahlzeit bereits beendiget. Gleich vom Tische, also schon um 2 Uhr ging er nun ins Bett, schlummerte zuweilen ein, wurde durch Träume aufgeschreckt, die man fast hätte Phantasien nennen können. Um 7 Uhr Abends ging seine größte Unruhe an, und dauerte bis 5 oder 6 Uhr Morgens und auch wohl später. Gelassenes Herumgehen auf seiner Stube wechselte mit Angst ab und war bald nach dem Erwachen am stärksten.

Von dieser Zeit an mußte er jede Nacht hindurch bewacht werden. Sein stets unermüdeter Diener, der den Tag über volle Beschäftigung hatte, mußte bald bey dieser Anstrengung unterliegen, es mußte also ein, mit ihm wechselnder Gehülfe, angenommen werden.

Obgleich Kant in frühern Zeiten nicht

gern seine Verwandten um sich sah, doch nicht etwa, als wenn er sich ihrer geschämt hätte; (über solche Schwachheiten war er unendlich erhaben) sondern weil er sich mit ihnen nicht zu seiner Satisfaktion unterhalten konnte; so hielt ich es doch aus mehr als einer Ursache für gerathener, ihn lieber seinen Blutsfreunden, als Fremden, anzuvertrauen. Diese hatten nicht allein die erste Verpflichtung, zumal sie von ihm so reichlich unterstützt wurden; sondern konnten auch Zeugen der Behandlung und Pflege Kants von meiner Seite seyn, und sich überzeugen, daß es ihm an nichts fehle, vielmehr jeder seiner, ihm nicht schädlichen, Wünsche mit aller Schnelligkeit befriediget würde, so wie auch von dem Aufwand, den sein jetziger Zustand erforderte. Gegen eine reichliche Belohnung neben der bisher empfangenen Pension und anständige Bewirthung des Abends wechselte sein Schwestersohn mit dem Diener im Wachen ab. Ich bin

fest überzeugt, und berufe mich auf jeden Unpartheyischen seiner Tischfreunde, die zum Theil von einigen Vorkehrungen, die ich machte, Zeugen waren, daß in seiner Behandlung und Pflege nichts so leicht versehen wurde, daß er Alles hatte, was ein Mann von seinem Stande und Vermögen nicht bloß haben muß, sondern auch nur haben kann.

Der 8. Oktober hatte auf Kants Kräfte stark gewirkt, aber sie noch nicht zerstöhren können. Es gab noch immer einige Augenblicke, in denen sein großer Verstand, wenn gleich nicht mehr so blendend, wie ehemals, hervorstrahlte, doch noch immer sichtbar war, und in denen desto mehr sein gutes Herz hervorleuchtete. Er erkannte in den Stunden, in denen er seiner Schwäche weniger unterlag, jede sein Schicksal ihm erleichternde Vorkehrung mit gerührtem Danke gegen mich und mit thätigem gegen seinen Diener, dessen äußerst beschwerliche Mühe und

unermüdete Treue er mit bedeutenden Geschenken belohnte. Ueber die Größe und Art derselben nahm er vorher mit mir Rücksprache. Der Ausdruck war ihm zum Sprüchwort geworden: „Es muß keine Knickerey, oder „Kargheit irgendwo Statt finden.“ Die Worte sagen nicht viel; aber die Miene des ehrwürdigen Gesichtes, in dem sich jede Muskel zum Ausdruck der tiefsten Verachtung gegen alles verzog, was nur den Anschein von Geiz haben konnte, gab diesen Worten den eigentlichen Nachdruck. Geld hatte in seinem Auge keinen andern Werth, als nur, in so ferne es Mittel war, dnrch weisen und zweckmäßigen Gebrauch desselben Gutes zu stiften. Von seinem Vermögen von 20000 Rthlr. und den mäßigen Einkünften seiner akademischen Lehrstelle, die in den letztern Jahren aus oben angeführten Ursachen wenig mehr einbrachte, gab er etatsmäßig jährlich zur Unterstützung seiner Familie und zur Armenkasse eine Summe, die

nicht so leicht ein Reicherer hingiebt; es waren Ein tausend Ein Hundert und drey und zwanzig Gulden, die theils vierteljährig, theils monatlich von mir in seiner Gegenwart ausgezahlt wurden, wozu zwar die Pension von 40 Rthlr. für Lampe; aber nicht die Unterstützungen mehrerer Armen gehörten, die wöchentlich ihre Gaben abholten. Sonst pflegt dem hohen Alter sehr oft Geiz, wenigstens strenge Sparsamkeit, eigen zu seyn; Kants Alter zeichnete sich durch edle und weise Freygebigkeit aus. Nur zur Zeit der Vertraulichkeit erfuhr ich erst von ihm die Summen, die seine Verwandten erhielten, und zwar nicht eher, als bis ich sie wissen mußte, bis ich sie selbst auszahlte.

Bettlern, von denen er oft heimgesuchet wurde, gab er, der Regel nach, nichts; weil seine Mildthätigkeit auf Grundsätze gebauet war. Er wußte bey aller seiner körperlichen Schwäche Bettler, Betrüger und überhaupt

alle Leute eines ähnlichen Gelichters, die seine Schwäche mißbrauchen wollten, mit einem männlichen Ernst abzuhalten. Es fehlte ihm nicht an Muth und Nachdruck, auch bey seinem schon zusammengefallenen Körper, sich solchen Personen furchtbar zu machen. In den letzten Zeiten seines Lebens erfuhr dieses eine Dame, auf eine ihr unerwartete Art. Kant war allein in seiner Studierstube. Der Weg von der Straße bis zu ihm stand immer offen. Wenn die Domestiquen in Geschäften ausgegangen waren, wurden alle Stuben zugeschlossen; nur die seinigen nicht. Einst klopft ein wohlgekleidetes Frauenzimmer leise und bescheiden an seine Stubenthür; wahrscheinlich war sie durch das übertriebene Gerücht von seiner Schwäche so kühn gemacht. Kant ruft: „Herein!" Sie scheint durch Kants noch rascheres Aufspringen vom Tische betreten zu seyn, fragt leise, artig und verschämt: Was die Uhr sey? Kant zieht seine

Uhr hervor, hält sie absichtlich fester, wie sonst, und sagt ihr wieder eben so bescheiden, was sie sey. Sie empfiehlt sich sehr artig und dankt für seine Güte. Kaum hat sie die Thür hinter sich zugezogen, so fällt ihr noch eine, bald vergessene, Kleinigkeit ein: sie äußert noch eine Bitte, daß, da sein Nachbar, den sie namentlich nannte, sie eigentlich abgeschickt habe, um nach Kants Uhr die seinige zu stellen, er es gütigst erlauben möchte, daß sie seine Uhr nur auf wenige Augenblicke mitnehmen dürfte; weil doch beym Hinübergehen, das einen Zeitraum von einigen Minuten bedürfte, keine genaue Stellung möglich sey. Nun fährt Kant mit einem solchen Ungestüm auf sie los, daß sie ungesäumt die Flucht ergreift und er ohne irgend einen erlittenen Verlust als Sieger den Platz behauptet. Gleich in dieser Minute kam ich hin, der Hinterhalt kam etwas zu spät, sonst hätte sie leicht gefangen werden können. Er erzählte

mir sein bestandenes Abentheuer mit vieler frohen Laune. Ich fragte ihn scherzhaft: Was er wohl gemacht hätte, wenn die Dame mehr Herzhaftigkeit gehabt hätte und es wirklich zum Beute-machen gekommen wäre? Er behauptete: Er hätte sich tapfer gewehret. Meinem Bedünken nach wäre aber wohl der Sieg auf ihrer Seite geblieben, und Kant wäre in seinem hohen Alter zum ersten Mahle von einer Dame besiegt worden. Dieser Geschichte ist eine andere ziemlich ähnlich, die sich mit jener, fast zu gleicher Zeit, zutrug. Eine andere Frau, ebenfalls wohlgekleidet, wünschte ihn, in Angelegenheiten, die sie nur mit ihm allein, ohne Zeugen in Ordnung bringen könnte, zu sprechen. Kant, der nichts vor mir zu verheelen hatte, ließ sie an mich weisen. Ich erkannte sie als eine notorische Betrügerin, und wußte, daß sie kürzlich einer angesehenen Dame zehn Thaler abgedrungen hatte, die ihr letztere, weil sie nur allein im

Hause war, aus Furcht etwanniger Gewaltthätigkeit, wirklich gegeben hatte. Sie mußte mir ihr Anliegen eröffnen, welches in nichts Wenigerm bestand, als in der verlangten Herausgabe eines Dutzend silberner Eßlöffel und einiger goldener Ringe, die ihr Eigenthum wären, und die ihr, ihrer Aussage nach, ungerathener Ehemann, bey Kant ohne ihr Vorwissen, in Versatz gegeben hätte. Sie war so gefällig und so zum Vergleich geneigt, daß, falls jene Sachen nicht mehr vorhanden wären, sie durch ein Aequivalent von einer Summe Geldes sich gern befriedigen lassen wollte. Meine Antwort auf diesen Antrag war blos der Befehl an den Diener: den Polizeykommissair des Sprengels herzuholen. Sie war unentschlossen und in sichtbarer Verlegenheit, ob sie diese Vorkehrung auf sich deuten sollte, oder ob sie eine Miene anzunehmen hätte, als wenn ihr Geschlecht, ihr anständiger Anzug und ihre Unschuld sie über

solche Veranstaltungen, als sie nicht treffend, erheben müßten. Eine andere Maaßregel zu ergreifen, schien ihr doch gerathener. Sie legte sich aufs Bitten, schützte ihre Noth vor, in der sie sich befand, um diesen unüberlegten Schritt zu rechtfertigen, und wurde nach einiger Aengstigung und dem gegebenen Versprechen, Kants Schwelle nie mehr zu betreten, entlassen.

Nach dieser Ausbeugung lenke ich auf Kants Zustand wieder ein. Sein Arzt und von ihm geschätzter Freund besuchte ihn treulich so oft, als es sein Gesundheitszustand erforderte. Da Kant nicht eigentlich krank; nur alt und schwach war, so gab er ihm blos nährende, stärkende und beruhigende Mittel und ging mit einer lobenswürdigen Behutsamkeit zu Werke. Kant nahm jetzt jede Arzeney ohne Weigerung ein, welches in frühern Zeiten nicht der Fall gewesen wäre. „Ich will sterben,“ sagte Kant, „nur nicht durch

„Medizin; wenn ich ganz krank und schwach
„bin, mag man mit mir machen, was man
„will, dann will ich Alles über mich ergehen
„lassen; nur keine Präservative nehme ich
„ein.“ Er erinnerte sich dabey der Grab-
schrift eines Menschen, der im gesunden Zu-
stande fortwährend Arzeney genommen hatte,
um nicht krank zu werden, und sich durch
übermäßigen Gebrauch derselben das Leben
verkürzte. Diese Grabschrift hieß: N. N.
war gesund; weil er aber gesunder, als gesund
seyn wollte, so ist er hier. Kant that stolz
darauf, daß er keine Medizin nöthig habe,
übersah es aber von jeher, daß er täglich welche
gebrauche; nemlich 3 und späterhin 4 Pillen,
die er jedesmal nach dem Essen verschluckte.
Sie bestanden aus gleichen Theilen Venetiani-
scher Seife, verdickter Ochsengalle, Rhabarber
und der Ruffinschen Pillen-Masse, die der
verstorbene D. Trummer, sein Schulfreund,
der Einzige, mit dem er sich Du nannte,

ihm empfohlen hatte. Mit ängstlicher Sorge, daß ihr Gebrauch nur ja nicht vergessen werde, bat er seine Tischfreunde, ihn daran zu erinnern. Kant war sehr heterodox in der Medizin. Er pflegte zu sagen: Alles was in der Apotheke verkauft, gekauft, und gegeben wird, Pharmacon, venenum, und Gift, sind Synonyma. Schon früher hatte er sich zur Orthodoxie in der Medizin hingeneigt, und, um seine Blähungen auf dem Magenmunde los zu werden, einige Tropfen Rum auf Zucker à la Brown, und die oben angeführten einfachen Mittel genommen, die seine Säure im Magen zersetzen sollten.

Im December 1803 konnte er kaum seinen Namen mehr schreiben. Er sah so schlecht, daß er den Löffel nicht mehr fand, und wenn ich bey ihm speisete, so zerlegte ich ihm die Speisen, legte sie ihm in den Löffel und gab ihm denselben in die Hand. Ich erkläre mir sein Unvermögen, seinen Namen zu schreiben,

auf folgende Art. Er sah den Buchstaben nicht mehr, den er gemacht hatte und sein Gedächtniß war so schwach, daß er den Buchstaben, den er nur nach dem Gefühl zeichnete, wieder vergaß, welches, wenn er ihn noch hätte sehen können, nicht der Fall gewesen wäre. Auch das Vorsagen der Buchstaben war von keiner Wirkung, denn es fehlte ihm an Einbildungskraft, sich die Figur derselben vorstellen zu können. Schon am Ende des Novembers sah ich dieses sein Schicksal schleunig auf ihn zueilen. Ich schrieb daher die Quittungen für seine um Neujahr fallenden Zinsen schon um diese Zeit und er zeichnete seinen Namen noch recht sauber unter dieselben. Bey spätern Unterschriften war sein Name so unleserlich geschrieben, daß ich Monita über die Aechtheit seiner Hand von höhern Behörden befürchten mußte. Er entschloß sich mir eine Generalvollmacht aussertigen zu lassen. Die Unterschrift unter diesem Protokoll ist der letzte Federstrich,

den Kants Hand gemacht hat. Nur die höchste Nothwendigkeit drang mich zu dieser Maaßregel, von der ich aber auch nur den spätesten Gebrauch machte.

So schwach Kant jetzt schon war, so war er doch noch bisweilen zum Frohseyn fähig. Jedesmal erheiterte ihn die Erinnerung an seinen Geburtstag, und ich rechnete ihm fleißig vor, wie lange es noch währen würde, bis sein 80stes Jahr zu Ende ging. Einige Wochen vor seinem Tode, war dieses auch der Fall. Ich suchte ihn durch die Vorerinnerung an denselben aufzuheitern. Dann werden, sagte ich, Ihre Freunde sich wieder alle um Sie her versammeln und ein Glas Champagner auf Ihr Wohl trinken. „Das muß heute auf der Stelle geschehen," war seine Antwort; er ließ nicht ab, bis sein Wille erfüllt wurde, trank auf seiner Tischfreunde Wohl, und war an dem Tage recht froh.

Die ihm eigenthümliche Gabe, sich ohne

Affektation, doch sehr affektvoll auszudrücken, behielt er bis in sein spätestes Alter. In frühern Zeiten wußte er sich zum angenehmen Erstaunen, mit Nachdruck deutlich auszudrücken und einen sehr treffenden Ton auf das zu legen, was er sagte. Weder eigentliche pathetische Deklamation, noch erkünstelte Gestikulation konnte dieses ihm eigene Talent genannt werden; besonders erzählte er eine von ihm gemachte Erfahrung, die ihn zum Erstaunen hinriß, mit vieler Lebhaftigkeit, Wärme und Nachdruck. Es war die Rede vom bewundrungswürdigen Instinkt der Thiere, und der Fall folgender. Kant hatte in einem kühlen Sommer, in dem es wenig Insekten gab, eine Menge Schwalbennester am großen Mehlmagazin am Lizent wahrgenommen, und einige Jungen auf den Boden zerschmettert gefunden. Erstaunt über diesen Fall wiederholte er mit höchster Achtsamkeit seine Untersuchung, und machte eine Entdeckung, wobey er Anfangs

seinen

seinen Augen nicht trauen wollte, daß die Schwalben selbst ihre Jungen aus den Nestern würfen. Voll Verwunderung über diesen Verstandähnlichen Naturtrieb, der die Schwalben lehrte, beym Mangel hinlänglicher Nahrung für alle Jungen, einige aufzuopfern, um die übrigen erhalten zu können, sagte dann Kant: „Da stand mein Verstand stille, da war nichts dabey zu thun, als hinzufallen und anzubeten;“ dieß sagte er aber auf eine unbeschreibliche und noch viel weniger nachzuahmende Art. Die hohe Andacht, die auf seinem ehrwürdigen Gesichte glühte, der Ton der Stimme, das Falten seiner Hände, der Enthusiasmus, der diese Worte begleitete, alles war einzig.

Eine gleiche Art von ernster Lieblichkeit strahlte aus seinem Gesichte, als er mit innigem Entzücken erzählte: wie er einst eine Schwalbe in seinen Händen gehabt, ihr ins Auge gesehen habe, und wie ihm dabey so ge-

wesen wäre, als hätte er in den Himmel gesehen.

Auch komische Nachahmungen der Dialekte verschiedener Völker standen in seiner Gewalt. Ich könnte ein sehr komisches Gespräch in orientalischer Mundart anführen, das ich aber, weil es zu komisch ist, übergehe, dessen seine Tischfreunde sich wohl noch erinnern werden. Er war ein Freund von dergleichen Scherzen, und schrieb in den letzten Zeiten seines Lebens noch in sein Büchelchen: Klientenwein und verrostetes Brod; mit welchen Ausdrücken ein Franzos glühenden Wein und geröstetes Brod von seinem Gastwirthe gefordert hatte.

Sein letztes Werk und einziges Manuscript, das vom Uebergange von der Metaphysik der Natur zur Physik handeln sollte, hat er unvollendet hinterlassen. So frey ich von seinem Tode und allem dem, was er nach demselben von mir wünschte, sprechen konnte, so ungern schien er sich darüber erklären zu wollen, wie es mit

diesem Manuscript gehalten werden sollte. Bald glaubte er, da er das Geschriebene selbst nicht mehr beurtheilen konnte, es wäre vollendet und bedürfe nur noch der letzten Feile, bald war wieder sein Wille, daß es nach seinem Tode verbrannt werden sollte. Ich hatte es seinem Freunde Hrn. H. P. S. zur Beurtheilung vorgelegt, einem Gelehrten, den Kant nächst sich selbst für den besten Dollmetscher seiner Schriften erklärte. Sein Urtheil ist dahin ausgefallen, daß es nur der erste Anfang eines Werkes sey, dessen Einleitung noch nicht vollendet und das der Redaktion nicht fähig sey. Die Anstrengung, die Kant auf die Ausarbeitung dieses Werks verwandte, hat den Rest seiner Kräfte schneller verzehrt. Er gab es für sein wichtigstes Werk aus; wahrscheiulich aber hat seine Schwäche an diesem Urtheil großen Antheil.

Im Reden drückte Kant, besonders in den letzten Wochen seines Lebens sich sehr uneigent-

lich aus. Seit dem 8. October schlief er nicht mehr in seinem ehemaligen Schlafzimmer. Weil dieses Zimmer einen grünen Ofen hatte, so nannte er das Schlafengehen: an den grünen Ofen gehen. Bemerkenswerth ist es, daß der große Denker nun keinen Ausdruck des gemeinen Lebens mehr zu fassen im Stande war. An seinem Tische herrschte oft dumpfe Stille, wo sonst heitere und anständige Jovialitat ihren Wohnsitz hatte. Er sah es nicht einmal gerne, wenn seine beyden Tischgäste sich mit einander unterhielten, und er eine stumme Rolle dabey machen sollte; ihn selbst aber ins Gespräch zu verflechten, hatte gleichfalls Schwierigkeiten, denn sein sonst so leises Gehör fing auch an zu schwinden und er drückte sich, ob er gleich richtig genug dachte, sehr unverständlich aus. Einige Beyspiele werden den großen Mann nicht verkleinern; freylich erfordert die Erzählung derselben einige aus dem gemeinsten Leben hergenommene Aus-

drücke. Die Absicht zu zeigen, wie der große Mann sich zuletzt ausdrückte, wird die Anführung und den Gebrauch dieser Worte entschuldigen. Er sprach sehr uneigentlich; aber bey aller Unvollkommenheit des Ausdrucks, war doch eine ganz eigene Aehnlichkeit zwischen dem Worte und der damit bezeichneten Sache. Als beym Tische von der Landung der Franzosen in England gesprochen wurde, so kamen in diesem Gespräche die Ausdrücke: Meer und festes Land, vor. Kant sagte (nicht im Scherz), es sey zu viel Meer auf seinem Teller, und fehle an festem Lande; er wollte damit andeuten, daß er im Verhältniß mit der Suppe zu wenig festere Speise habe. An einem andern Mittage, als ihm gebacknes Obst gereicht und der dazu gehörige Pudding, in kleine unregelmäßige Stücke zerschnitten, vorgelegt wurde, sagte er: Er verlange Figur, bestimmte Figur. Dieses sollte das regelmäßigere Obst bedeuten.

Es gehörte ein täglicher Umgang mit ihm dazu, um diese seine so uneigentliche Sprache zu verstehen; dennoch konnte ihm eine Art von Witz nicht gänzlich abgesprochen werden: ein kleines Goldkörnchen schimmerte doch noch immer durch. Fragte man ihn in seiner größten Schwäche, wenn er sich über die gemeinsten Dinge nicht verständlich ausdrücken konnte, über Gegenstände der physischen Geographie, Naturgeschichte, oder Chemie; so gab er noch nach dem 8. Oktober zum Erstaunen bestimmte und richtige Antworten. Die Gasarten und ihre Stoffe waren ihm so bekannt, daß man sich noch in der letzten Zeit seines Lebens, sehr befriedigt von seinen Aufschlüssen, darüber mit ihm unterhalten konnte. Die Kepplerischen Analogien konnte er noch in seiner größten Schwäche hersagen. Am letzten Montage seines Lebens, als seine Schwäche zur tiefsten Rührung seiner Tischgenossen auffallend groß war, und er nichts mehr fassen konnte, was

man mit ihm sprach: so sagte ich leise zu dem andern Tischfreunde: Ich darf das Gespräch nur auf gelehrte Gegenstände lenken, und ich bürge dafür, daß Kant alles versteht und in das Gespräch entrirt. Dieß schien dem andern Freunde Kants unglaublich. Ich machte den Versuch, und fragte Kant etwas über die Barbaresken. Er sagte kurz ihre Lebensweise und bemerkte noch dabey, daß in dem Worte Algier das g auch wie ein g ausgesprochen werden müßte.

Kants Beschäftigungen in den beyden letzten Wochen seines Lebens waren nicht bloß zwecklos, sondern zweckwidrig. Bald mußte die Halsbinde in einer Minute mehrmals abgenommen und umgebunden werden. Eben dieses war der Fall mit einem Tuche, das er seit vielen Jahren statt eines Passes über seinen Schlafrock zu binden gewohnt war. Sobald er letzteren zugehakt hatte, öffnete er ihn wieder mit Ungeduld, und sogleich mußte er

wieder zugemacht werden. Ist diese Erscheinung eine Folge der Ungeduld, eines Krampfes, oder die Aeußerung eines Schmerzes gewesen, für dessen Gefühl Kants Nerven schon abgestumpft waren? Dieses mag der Arzt und Physiolog entscheiden; allein die Beschreibung jener Ungeduld kann den Eifer nur schwach vorstellen, mit dem Kant, als mit der wichtigsten Angelegenheit beschäftiget, seine Kleidungsstücke öffnete und unermüdet wieder zumachte.

Er fing an, alle, die um ihn herum waren, zu verkennen. Bey seiner Schwester war es früher, bey mir später, bey seinem Diener am spätesten der Fall; dieser tiefe Grad seiner Schwäche war für mich sehr schmerzend. Verwöhnt durch seine sonst so gütigen Aeußerungen, konnte ich seine jetzige Gleichgültigkeit gegen mich kaum ertragen, ob ich gleich wußte, daß er mir seine Gewogenheit nicht entzogen hatte. Aber desto erfreulicher

war für mich der Augenblick, wenn seine Besinnungskraft zurückkehrte; nur war es traurig, daß solche Augenblicke so selten kamen. Es war ein rührender und betrübender Anblick für jeden seiner Tischfreunde, ihn in seiner Hülflosigkeit zu erblicken. Der Mann, der an stete Arbeitsamkeit gewohnt war, und jeder Art von Bequemlichkeit gern auswich, der sonst auf einem gewöhnlichen Stuhle den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte, konnte sich kaum auf einem Armstuhle mit Kissen ausgefüllt erhalten. Gekrümmt, in sich gefallen, wie im Schlafe, saß er nun am Tische, ohne am Gespräche der Gesellschaft Theil nehmen zu können; und zuletzt auch sogar ohne allen Anspruch, sich unterhalten zu lassen. Er, der in den größten Gesellschaften die vornehmsten und gelehrtesten Männer so lehrreich und angenehm unterhalten hatte, faßte nicht mehr die gewöhnlichen Gespräche und wiederholte sich selbst. Ein durchreisender Gelehrter aus Berlin machte

ihm im vorletzten Sommer die Visite und sagte nachher: Er habe nicht Kant, sondern nur Kants Hülle gesehen; und was war damals Kant, und was jetzt?

Nun kam der Februar, von dem er sagte, wie oben bemerkt worden: daß in ihm wegen der geringeren Anzahl seiner Tage die kleinste Last getragen werde. Er ertrug in demselben die meisten seines Lebens, aber er hatte für ihn auch nur 12 Tage. Sein Körper, von dem er sonst sagte: Er sey das Minimum in der Magerzeit, den er seine Armseligkeit nannte, nahm ganz außerordentlich ab. Wenn gleich der Tod keine Grade gestattet, so könnte man doch fast von Kant sagen, er sey einige Tage vor seinem Ende schon halbtodt gewesen. Er vegetirte kaum mehr, und dennoch gab's Augenblicke, wo er noch bemerkte und reflectirte.

Am 3. Februar schienen alle Triebfedern des Lebens gänzlich erschlafft zu seyn, und völlig nachzulassen, denn, von diesem Tage an,

aß er eigentlich nichts mehr. Seine Existenz schien nur noch die Wirkung einer Art von Schwungkraft nach einer 80jährigen Bewegung zu seyn. Sein Arzt hatte mit mir Abrede genommen, ihn um eine bestimmte Stunde zu besuchen und dabey meine Anwesenheit gewünscht. Hatte Kant es behalten; oder vergessen, daß ich ihm gesagt hatte: sein Arzt habe alle Belohnung großmüthig verbeten und selbst die ihm schon insinnirte mit einem sehr rührenden Billet zurückgesandt, das weiß ich nicht. Genug Kant war vom Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit gegen seinen Kollegen tief durchdrungen. Als er ihn neun Tage vor seinem Tode besuchte und Kant beynahe nichts mehr sehen konnte, so sagte ich ihm, daß sein Arzt käme. Kant steht vom Stuhle auf, reicht seinem Arzte die Hand, und spricht darauf von Posten, wiederholt dies Wort oft in einem Tone, als wolle er ausgeholfen seyn. Der Arzt beruhiget ihn damit, daß auf

der Post alles bestellt sey, weil er diese Aeußerung für Phantasie hält. Kant sagt: „viele Posten, beschwerliche Posten, bald wieder viele Güte, bald wieder Dankbarkeit,“ alles ohne Verbindung, doch mit zunehmender Wärme und mehrerem Bewußtseyn seiner selbst. Ich errieth indessen seine Meynung sehr wohl. Er wollte sagen, bey den vielen und beschwerlichen Posten, besonders bey dem Rectorat, sey es viele Güte von seinem Arzt, daß er ihn besuche. „Ganz recht,“ war Kants Antwort, der noch immerfort stand und vor Schwäche fast hinsank. Der Arzt bittet ihn, sich zu setzen. Kant zaudert verlegen und unruhig. Ich war mit seiner Denkungsart zu bekannt, als daß ich mich in der eigentlichen Ursache der Verzögerung hätte irren sollen, weshalb Kant seine ermüdende und ihn schwächende Stellung nicht änderte. Ich machte den Arzt auf die wahre Ursache, nämlich die feine Denkungsart und das artige

Benehmen Kants aufmerksam und gab ihm die Versicherung, daß Kant sich sogleich setzen würde, wenn er, als Fremder, nur erst würde Platz genommen haben. Der Arzt schien diesen Grund in Zweifel zu ziehen, wurde aber bald von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt, und fast zu Thränen gerührt, als Kant nach Sammlung seiner Kräfte mit einer erzwungenen Stärke sagte: Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen. Das ist ein edler, feiner, und guter Mann! riefen wir, wie aus einem Munde, uns zu.

Es war Zeit zum Tisch zu gehen und der Arzt verließ uns. Der zweyte Tischgast kam. Nach dem zu urtheilen, was ich eben von ihm gehört hatte, glaubte ich auf einen recht frohen Mittag rechnen zu können; aber vergebens. Kant hatte schon seit einigen Wochen alle Speisen geschmacklos gefunden. Ich bemühte mich, ihren Geschmack durch unschädliche Ge-

würze, als Muskatennüsse, oder Canneel nach Maaßgabe der Speisen zu erhöhen. Die Wirkung war kurz und vorübergehend. Jetzt an diesem Tage half nichts, der Löffel mit Speisen wurde in den Mund genommen und nicht verschluckt, sondern wieder aus demselben weggeschafft. Auch leichte Lieblingsspeisen, Bisquit, Semmelkrume, alles wollte nicht schmecken. Von ihm selbst hatte ich in frühern Zeiten gehört, daß einige seiner Bekannten die am eigentlichen Marasmus gestorben waren, sich zwar völlig schmerzlos gefühlt, aber in 3 bis 5 Tagen weder Appetit noch Schlaf gehabt hätten, und dann so sanft zum Tode eingeschlummert wären. Ein Aehnliches fürchtete ich auch von ihm. Am folgenden Sonnabend hörte ich die lauten Zweifel seiner Tischgäste: je wieder mit ihm zu essen, mit Bedauern an und stimmte ihrer Meynung bey. Sonntags den 5. Februar speisete ich mit seinem Freunde Hrn. R. R. V. Kant war so schwach, daß er

ganz zusammenfiel. Ich legte bey Tische, da er auf eine Seite sank, ihm die Kissen zurecht und sagte: Nun ist alles in der besten Ordnung. „Testudine et Facie“ sagte Kant, „wie in der Schlachtordnung.“ Ganz unerwartet kam uns dieser Ausdruck, der auch das letzte lateinische Wort war, das er aussprach. Er aß auch jetzt nichts, die Speisen hatten dasselbe Schicksal wie in den beyden vorigen Tagen. Montag den 6. Februar war er um vieles schwächer und stumpfer; verlohren in sich selbst, saß er mit starrem Blick da, ohne etwas zu reden. Ohne alle Theilnahme an Gesprächen schien er selbst uns zu fehlen, nur sein Schatten war noch in unserer Mitte, und doch gab er noch bisweilen, sobald es auf wissenschaftliche Dinge ankam, Zeichen, daß er da sey.

Von nun an wurde Kant um vieles gelassener und sanfter. In den frühern Zeiten des Kampfes mit seiner Geistesstärke, und guten Natur von der einen; und dem immer wei-

ter rückenden Alter von der andern Seite war Kant des Lebens und jeder Freude desselben satt, konnte nichts mit sich und seiner Zeit anfangen, und war nicht im Stande sich verständlich auszudrücken. Er erhielt daher Dinge, die er nicht haben wollte, mußte einige entbehren, die er gern gehabt hätte, und nur nicht nennen konnte. Diese Irrungen machten es, daß er seinen Exklamationen einen zu harten Nachdruck gab, und sie in Worten ausdrückte, die er früher für plebej gehalten haben würde. Der Mann, der in den frühern Jahren seines Lebens so fein und human auch für sich selbst dachte, daß, wenn er auf Zetteln, die nicht leicht einem andern, als nur ihm allein, zu Gesicht kamen, sich eine Gefälligkeit, um die er seine Freunde bitten wollte, aufzeichnete, es in keiner andern Art that, als: Hr. N. N. wird gebeten, die Güte zu haben ꝛc. der Mann verdient gewiß schonende Nachsicht, wenn er in seinem höchsten Alter seinen Ausrufungs-

fungsformeln einen etwas grellen, ich will nicht sagen, rauhen Anstrich gab. Sie hatten nur eine minder polirte Aussenseite, nie waren sie böse gemeint. Der Kampf seiner Natur mit seinem Alter hatte manches, doch immer begränztes, Aufbrausen verursacht; jetzt war die völlige Scheidung und Zersetzung seiner Kräfte vollendet, das etwannige Aufbrausen hörte auf, wie bey jedem chemischen Prozeß dieser Art. Fuhr er sonst bisweilen gegen seinen Diener auf; so war auch in demselben Augenblicke wieder alles gut. Man sah es ihm zu deutlich an, daß er mit nichts in der Welt weniger zurecht komme, als mit dem Böseworden. Er nahm sich dabey so links, daß es unverkennbar war, er sey an diese ihm unnatürliche Rolle gar nicht gewöhnt. Dieses Böseseyn wollen und nicht können, gab ihm eine besondere Art von Liebenswürdigkeit; denn zu den tief eingeprägten Zügen der Gutmüthigkeit auf seinem sanften, menschenfreundlichen

Gesichte wollte die Miene des Unwillens immer nicht recht passen. Sein Diener wußte sehr gut, wie er mit ihm daran war und was er von seinem augenblicklichen Unwillen zu halten hatte. In den letzten Tagen seines Lebens war keine Spur der Unzufriedenheit bemerkbar, die einige Monate vorher Statt fand.

Jetzt besuchte ich ihn täglich dreymahl, ging daher auch über dem Essen zu ihm und fand seine beyden Tischfreunde, Dienstag den 7. Februar am Tische allein; Kant aber im Bette. Diese Erscheinung war neu, und vermehrte unsere Besorgnisse, daß sein Ende nicht mehr fern seyn dürfte. Noch wagte ich es nicht, ihn, der sich so oft erholt hatte, am folgenden Tage ganz ohne Mittagsgesellschaft zu lassen, bestellte bloß eine Suppe und wollte sein alleiniger Tischgast seyn. Ich erschien um 1 Uhr, sprach ihm herzhaft zu, ließ auftragen; er nahm zwar, wie seit dem 3. Februar gewöhnlich, einen Löffel mit Sup-

pe in den Mund, behielt ihn aber nicht, sondern eilte ins Bett und stand aus demselben nicht mehr auf, als wenn Bedürfnisse es für einige Augenblicke nothwendig machten.

Donnerstag den 9. Februar war er zur Schwäche eines Sterbenden völlig herabgesunken und die Todtengestalt stellte sich schon bey ihm ein. Ich besuchte ihn oft an diesem Tage, ging noch Abends um 10 Uhr hin und fand ihn im Zustande der Bewußtlosigkeit. Er gab auf keine Fragen Antwort. Ich verließ ihn, ohne ein Zeichen erhalten zu haben, daß er mich kenne, und überließ ihn seinen beyden Verwandten und seinem Diener.

Freytag Morgens um 6 Uhr ging ich wieder zu ihm. Es war ein stürmischer Morgen, und ein tiefer Schnee in dieser Nacht gefallen. Diebe hatten in derselben sein Gehöft erbrochen, um durch dasselbe bey seinem Nachbar, einem Goldarbeiter, einzubrechen. Als ich vor sein Bett trat, wünschte ich ihm

einen guten Morgen. Unverständlich und mit gebrochener Stimme erwiederte er meinen Gruß auf gleiche Weise und sagte: Guten Morgen. Ich freuete mich, ihn wieder bey Bewußtseyn zu finden, fragte ihn, ob er mich noch kenne; er antwortete: Ja, reckte die Hand aus und strich mir mit derselben liebevoll über die Backe. Bey den übrigen Besuchen an diesem Tage schien er kein Bewußtseyn zu haben.

Sonnabend den 11ten lag er mit gebrochenem Auge; aber dem Anschein nach ruhig. Ich fragte ihn, ob er mich kenne? Er konnte nicht antworten, reichte mir aber den Mund zum Kusse. Tiefe Rührung durchschauderte mich, er reichte mir nochmals seine blassen Lippen. Fast darf ich die Vermuthung wagen, er habe es auf einen Abschied von mir und Dank für vieljährige Freundschaft und Beyhülfe angelegt. Mir ist nicht bekannt, daß er je einem seiner Freunde ei-

nen Kuß anbot, ich habe es wenigstens nie gesehen, daß er irgend einen derselben geküsset hätte. Ich habe nie einen Kuß von ihm erhalten, außer wenige Wochen vor seinem Tode, da er mich und seine Schwester küßte. Doch schien er mir damals in seiner Schwäche nicht zu wissen, was er that. Nach allen Umständen zu urtheilen, bin ich in Versuchung, sein letztes Anerbieten für ein wirkliches Zeichen der, durch den Tod nun bald geendigten Freundschaft, zu halten. Dieser Kuß war aber auch das letzte Merkmal, daß er mich kannte.

Der ihm oft gereichte Saft ging nun schwer und mit einem Getöse, wie solches mit Sterbenden häufig der Fall ist, hinunter; es trafen alle Kennzeichen des nahen Todes zusammen. Es war ein schauerlicher Auftritt, den das Sterbebett des großen Mannes, vom schwachen Lichte der eben verfinsterten Sonne beleuchtet, gewährte.

Ich wünschte bey ihm auszudauern, bis

er enden würde, und da ich Zeuge eines Theils seines Lebens gewesen war, auch Zeuge seines Todes zu seyn; daher entfernten mich bloß meine Amtsgeschäfte von seinem Sterbebette. Da ich aus allen Umständen und dem Urtheile seines ihn nun täglich besuchenden Arztes wußte, daß sein Leben seinem Ende entgegen eile; so bestimmte ich mich, so lange ihm beyzustehen, als es möglich war, mit Freundes Hand sein letztes Labsal ihm zu reichen, und mit derselben sein Auge zuzudrücken. Ich blieb die letzte Nacht an seinem Bette. So bewußtlos er an diesem Tage lag, so gab er am letzten Abende doch noch ein verständliches Zeichen, gewisser Bedürfnisse wegen, das Bett zu verlassen, doch war seine dadurch bewirkte Aufstöhrung fruchtlos, und er wurde zum letztenmal in sein Bett, welches, während der Zeit seines Aufenthalts außer demselben, mit äußerster Schnelligkeit in Ordnung gebracht wurde, getragen. Zur kleinsten Mithülfe waren seine

Kräfte schon zu schwach. Er schlief nicht, sein Zustand war mehr Betäubung als Schwäche. Den mit Saft ihm dargereichten Löffel stieß er oft weg; aber in der Nacht um 1 Uhr neigete er sich selbst nach dem Löffel. Ich schloß daraus auf seinen Durst und reichte ihm eine versüßte Mischung von Wein und Wasser. Er näherte den Mund dem Glase, und als dieser aus Schwäche den Trunk nicht mehr halten konnte, so hielt er mit der Hand sich den Mund zu, bis alles mit Getöse hinunter war. Er schien noch mehr zu wünschen; ich wiederholte mein Anerbieten, so oft, bis er durch diese Erquickung gestärkt, zwar undeutlich, doch mir noch verständlich sagen konnte: Es ist gut. Dieß war sein letztes Wort. Einige Male stieß er die Bettdecke von Eiderdaunen weg und entblößte sich den Leib. Ich suchte die Erkältung durch öftere Bedeckung zu hindern. Der ganze Leib und die Extremitäten waren schon kalt, der Puls intermittirte.

Den 12. um ¾ auf 4 Morgens legte er sich gleichsam zum nahe bevorstehenden großen Act seines Todes zurecht, und gab seinem Körper eine völlig regelmäßige Lage, in der er bis zum Tode unverrückt liegen blieb. Der Puls war weder an Händen und Füßen, noch am Halse, fühlbar. Ich untersuchte jede Stelle, wo ein Puls schlägt, und fand, daß blos in der linken Hüfte der zurückgezogene Puls mit Heftigkeit schlug, aber doch oft ausblieb.

Um 10 Uhr Vormittag veränderte sich seine Gestalt sehr merklich; das Auge war völlig starr und gebrochen, Todtenblässe hatte das Gesicht und die Lippen entfärbt; doch war nicht die mindeste Spur von einem Todes- schweiße zu entdecken. Die Wirkung seiner Maaßregel, dem Schweiße vorzubeugen, währte bis zu seinem Tode fort. Gegen 11 Uhr schien der letzte Augenblick seines Lebens nahe zu seyn. Seine Schwester stand am Fußende, sein Schwestersohn am Hauptende seines Bet-

tes. Um ihn recht ins Auge zu fassen, um den Puls in der Hüfte beobachten zu können, knieete ich an seinem Bette hin, denn seine gekrümmte Richtung vor Alter verhinderte mir in stehender Stellung den Anblick seines Gesichtes. Ich rief seinen Diener, Zeuge des Todes seines guten Herrn zu seyn. Der Augenblick begann, in dem die Funktionen des Lebens aufhörten. Eben jetzt trat sein ausgezeichneter Freund Hr. R. R. V., den ich hatte bitten lassen, ins Zimmer. Der Athem wurde schwächer, er verfehlte den gewöhnlichen Tact; ein Athemzug blieb aus, die Oberlippe zuckte kaum bemerkbar, ein schwacher leiser Athemzug folgte; auf ihn keiner mehr, der Puls schlug noch einige Sekunden fort, schlug langsamer und schwächer, nicht mehr fühlbar, der Mechanismus stockte und die letzte Bewegung der Maschine hörte auf. Sein Tod war ein Aufhören des Lebens und nicht ein gewaltsamer Act der Natur. Gerade jetzt schlug die Uhr 11.

Alle gemachten Versuche, ob noch eine Spur von Leben zu entdecken wäre, mißlangen, und Alles deutete auf seinen Tod hin. Die Empfindung, die seinen Freund und mich ergriff, war unnennbar und einzig in ihrer Art. Ich konnte die Täuschung in der Hand, als wenn sein Puls noch von mir beobachtet und gefühlt würde, nicht sogleich hemmen.

Eben jetzt, da sein letzter Lebenshauch kaum verweht war, trat sein Arzt ins Zimmer, der nach gehöriger Untersuchung die Wirklichkeit seines Todes bestätigte. Die Anzeige seines erfolgten Todes wurde von mir besorgt, und ich eilte mit betrübtem Herzen nach Hause, da die Zeit zum Anfange meiner Amtsgeschäfte so nahe war. Bis nach Beendigung derselben blieb seine Leiche völlig bedeckt im Bette liegen. Ein Tischfreund Kants und seine Verwandten übernahmen die Beobachtung seines Körpers, ob etwa Spuren des Lebens sich äußern dürften. Bey meiner Rückkehr war keine ent-

deckt. Sein Haupt wurde beschoren, und dadurch zum Gipsabguß, den Herr Prof. Knorr übernahm, vorbereitet. Der Bau seines Schädels war nach allgemeinem Urtheil derer, die in Galls Geheimnisse der Natur nicht eingeweiht waren, besonders regelmäßig gebaut. Nicht blos seine Larve, sondern sein ganzer Kopf wurde geformt, damit vielleicht gelegentlich D. Galls Schädelsammlung durch einen Abguß dieses Schädels vermehrt werden könnte.

Seine Leiche wurde nun in seine ehemalige Eßstube, in ihr Sterbegewand gekleidet, hingelegt. Eine große Menge Menschen aus den höchsten und niedrigsten Ständen strömte hinzu, um die Hülle zu sehen, die einst Kants großen Geist umschloß. So sehr ich vorher auf Kants ausdrückliches Verlangen bemüht war, alles ungebührliche Zudrängen ihm oft unbekannter Leute, die bloße Neugierde hintrieb, zur Vermeidung aller ihm lästigen

Störung seiner Ruhe zu verhindern; so hielt ich es doch jetzt für unbillig, den Anblick seiner Leiche irgend Jemandem zu verweigern. Alles eilte hinzu, die letzte Gelegenheit zu benutzen, um einst sagen zu können: Ich habe Kant gesehen. Viele Tage lang wurde zu ihm gewallfahrtet, zu jeder Tageszeit. Vom Morgen bis zum finstern Abend, war das Zimmer bald mehr, bald weniger mit Besuchenden angefüllt. Viele kamen zwey - auch dreymahl wieder und in vielen Tagen hatte das Publikum seine Sehbegierde noch nicht völlig gestillt. Da darauf nicht im mindesten gerechnet war, den Körper zur Schau auszusetzen; aber dennoch so viele zu seiner Hülle hingezogen wurden; so wollte ich doch auch nichts versäumen, was etwa der Anstand erforderte. Ich ließ eine schwarze Trauerdecke miethen, um sie der Leiche unterzulegen. Das Gewerk, von dem ich sie miethete, erhielt für jeden Tag Einen Thaler; es gab eine schöne weiße Decke mit

breiten Brabanterspitzen noch dazu, und die Aelterleute nahmen für beydes nur täglich Einen Gulden, mit dem Zusatz: weil es für Kant wäre.

Zu den Füßen Kants legte ein Dichter ein Gedicht, mit der Aufschrift: Den Manen Kants. Es mag schön gewesen seyn; allein weder ich, noch alle meine Freunde und Bekannten, konnten die hohe Sprache fassen. Indessen war es doch gut gemeint, und die Bescheidenheit, mit der das Gedicht niedergelegt wurde, macht dem Dichter desto mehr Ehre.

Der gänzlich ausgetrocknete Körper Kants erregte Staunen, und das Geständniß war allgemein, daß man nicht so leicht einen abgezehrten Leichnam gesehen habe.

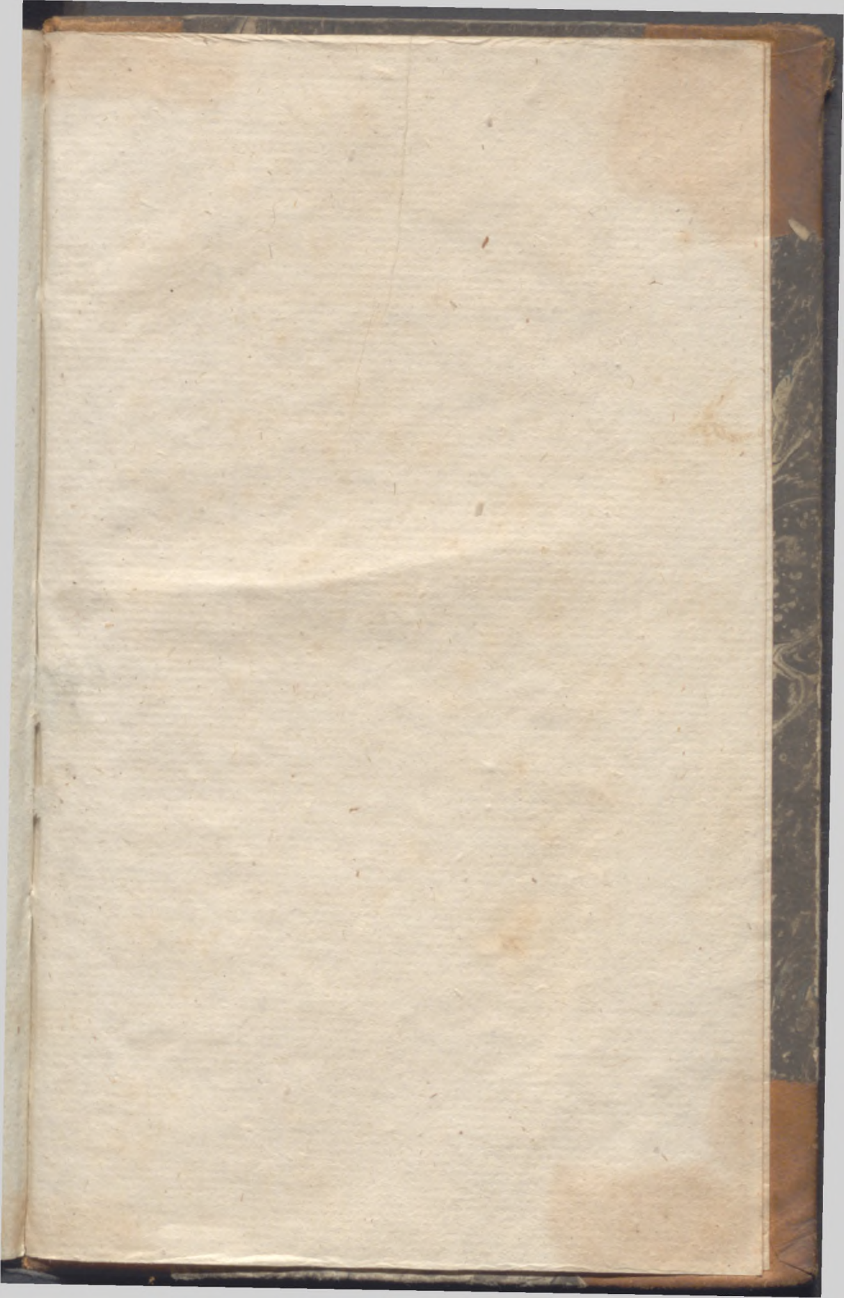
Ein Kissen, auf dem ihm einst die Studirenden ein Gedicht überreicht hatten, wußte ich nicht besser anzuwenden, und zu ehren, als daß ich sein Haupt auf demselben ruhen ließ, und es ihm mit ins Grab gab.

Ueber die Art seines Begräbnisses hatte Kant in frühern Jahren seinen Willen auf ein Octavblättchen geschrieben. Er wollte des Morgens frühe in aller Stille, blos von seinen Tischfreunden begleitet, begraben werden. Ich fand diesen Aufsatz, als ich mich mit seinen Papieren bekannt machte. Freymüthig äußerte ich ihm meine Meinung, daß diese Vorschrift mich als seinen Leichenbesorger zu sehr beschränken würde, daß Umstände, die nicht vorher zu sehen wären, mich ins Gedränge bringen dürften. Kant legte auch nicht den mindesten Werth auf dieses Papier, zerriß es und überließ mir die Besorgung seines Begräbnisses ganz, ohne irgend etwas festzusetzen. Nie wurde mehr über diesen Punkt gesprochen. Es war leicht vorher zu sehen, daß die Studirenden es sich nicht leicht würden nehmen lassen, irgend eine Ehrenbezeugung nach seinem Tode zu veranstalten. Diese Vermuthung traf über alle

Erwartung ein, und ein solches Leichenbegängniß, bey welchem die deutlichsten Spuren allgemeiner Hochachtung, feyerlicher Pomp und Geschmack sich vereinigten, sahen Königsbergs Einwohner nie. Schon die öffentlichen Blätter, noch mehr eine besondere Schrift haben die Todtenfeyer Kants umständlich bekannt gemacht. Eine kurze Anzeige wird hinlänglich seyn zu zeigen, wie sehr sich Alles beeiferte, Kants Asche zu ehren. Am 28. Februar um 2 Uhr Nachmittags versammelten sich alle hohe Standespersonen nicht nur der Stadt, sondern auch viele aus den herumliegenden Gegenden derselben, in der hiesigen Schloßkirche, um die sterbliche Hülle Kants zu ihrem Grabe zu begleiten. Die zu diesem feyerlichen Aufzuge sehr geschmackvoll gekleidete akademische Jugend, die vom Universitätsplatze ausgegangen war, holte das Ehrengefolge aus der Schloßkirche ab. Als diese sich dem Trauerhause näherten, wurde

die Leiche unter dem Geläute Aller Glocken der ganzen Stadt empfangen. Der unabsehbare Zug ging ohne irgend einer Rangbeobachtung zu Fuße, von Tausenden begleitet, in die Dom- und Universitätskirche. Diese war mit einigen Hundert Wachskerzen erleuchtet. Ein Katafalk mit schwarzem Tuche beschlagen, machte einen imposanten Eindruck. Eine feyerliche vortrefflich executirte Cantate und zwey Reden erhöhten die Empfindungen aller Anwesenden. Während einer Rede wurde dem Curator der Akademie ein Trauergedicht von den Studirenden überreicht. Nach beendigter Feyerlichkeit wurde Kants entseelte Hülle in der akademischen Todtengruft beerdiget, wo nun seine Asche sich mit den Ueberresten vorausgegangener Väter der Akademie mischt. Friede seinem Staube!






Biblioteka Główna UMK
300020317621

